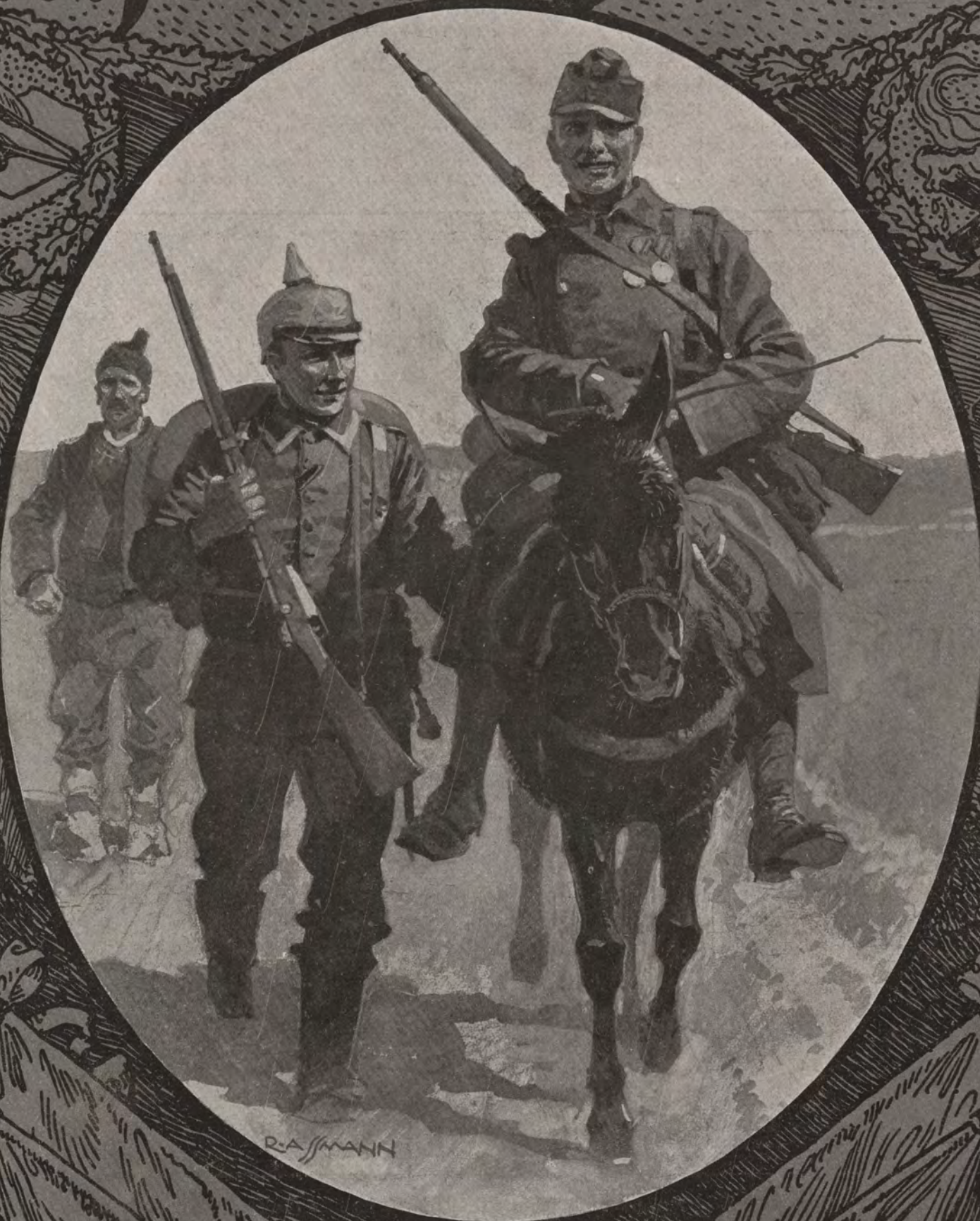


Wawr... h

"D" 8581

Illustrierte Zeitung



Verlag von J. J. Weber Leipzig

Nr. 3812.

Z
XIX

Wojniowa Biblioteka Publiczna
CZYTELNA
w Opolu

Kriegsnummer 103.

Preis 1 Mark.

Kriegschronik.

7. Juni 1916 (Fortsetzung).

Nach der Seeschlacht beim Stageraal sind von deutschen Seestreitkräften eingebracht: von „Queen Mary“ 1 Frägnrich, 1 Mann, von „Indefatigable“ 2 Mann, von „Tipperary“ 7 Mann, davon 2 verwundet, von „Hector“ 3 Offiziere, 2 Bedoffiziere, 75 Mann, davon 6 Mann verwundet, von „Nomad“ 4 Offiziere, 68 Mann, davon 1 Offizier, 10 Mann verwundet, von „Turbulent“ 14 Mann, alle verwundet. Diese insgesamt 177 Engländer wurden von unseren Kleinen Kreuzern und unseren Torpedobooten gerettet.

Der Deutsche Reichstag hat als Nachtrag zum Haushaltsetat den weiteren Kriegskredit in Höhe von 12 Milliarden in erster, zweiter und sofort gleichzeitig auch in dritter Lesung bewilligt. Die sozialdemokratische Fraktion stimmte dafür, die sozialdemokratische Arbeitsgemeinschaft dagegen.

8. Juni 1916.

Südlich von Smorgon drangen deutsche Erkundungsabteilungen über mehrere feindliche Linien hinweg bis in das Dorf Runawa vor, zerstörten die dortigen Kampfanlagen und kehrten mit 40 gefangenen Russen und einem

Bei Koltz, nördlich von Nowo-Mexiniec, nordwestlich von Tarnopol und am Dniestr wurden russische Angriffe unter schweren feindlichen Verlusten durch die österreichisch-ungarischen Truppen abgefohlen.

Auf der Hochfläche von Wiago eroberten die f. u. l. Truppen den Monte Sienal und nördlich des Monte Meletta den von Wini stark besetzten Monte Castelgomberto. Die österreichisch-ungarischen schweren Mörser haben das Feuer gegen den Monte Sier, das westliche Banzwert des besetzten Raumes von Primolano, eröffnet. Die Zahl der gefangenen Italiener hat sich um 28 Offiziere und 550 Mann, die Beute um 5 Maschinengewehre erhöht.

Im Monat Mai wurden durch deutsche und österreichisch-ungarische Unterseeboote und Minen 56 Schiffe des Bietverbandes mit einem Bruttogehalt von 118500 Bruttoregistertonnen versenkt.

10. Juni 1916.

Auf dem Westufer der Maas wurde die Bekämpfung feindlicher Batterien und Schanzanlagen wirkungsvoll fortgesetzt. Südlich des Flusses setzten unsere Truppen die Angriffe fort. In harten Kämpfen wurde der Gegner auf

sich noch um 3 Geschütze und 7 Maschinengewehre erhöht. Südlich von Arewo stießen deutsche Erkundungsabteilungen in die russische Stellung vor; sie zerstörten die feindlichen Anlagen und brachten über 100 Russen als Gefangene sowie 1 Maschinengewehr zurück.

Südlich von Koltz hatte der Feind vorgestern Abend mit drei Regimentern das linke Stützfeuer gewonnen. Er wurde gestern durch den umfassenden Gegenangriff österreichisch-ungarischer Truppen wieder über den Fluss geworfen, wobei 8 russische Offiziere, 1500 Mann und 13 Maschinengewehre in die Hände der österreichisch-ungarischen Truppen fielen. Nordwestlich von Tarnopol eroberten die f. u. l. Truppen durch Gegenstoß eine vom Feinde unter großen Verlusten erlangte Höhe zurück. Im Nordteile der Bufowina wurde wieder überaus erbittert gekämpft. Der Druck überlegener gegnerischer Kräfte, die mit einem auch bei diesem Feinde einzig dastehenden rücksichtslosen Verbrauch des Menschenmaterials angelegt wurden, machte es notwendig, die f. u. l. Truppen dort vom Gegner loszulösen und zurückzunehmen.

Die Italiener erneuerten ihre Vorstöße gegen einzelne Frontstellen und wurden überall rasch und blutig abgewiesen. Auf dem Monte Lemerle griffen die f. u. l. Truppen die feindlichen Abteilungen, die sich nahe dem Gipfel noch



Unsere Marine im Weltkrieg: Beschließung der englischen Ostküste durch deutsche Hochseestreitkräfte am 25. April 1916.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Adolf Bod.

erbeuteten Maschinengewehre zurück. In Wolhynien haben die österreichisch-ungarischen Truppen unter Nachhutkämpfen ihre neuen Stellungen am Styr erreicht. An der Stwa und nördlich von Wisnowozyl an der Stropa wurden mehrere russische Angriffe abgewiesen. An der unteren Stropa greift der Feind abermals mit starken Kräften an. Die Kämpfe sind dort noch nicht abgeschlossen.

Auf der Hochfläche von Wiago gewann der österreichisch-ungarische Angriff an der ganzen Front südöstlich Gefuna-Gallio weiter Raum. Die f. u. l. Truppen setzten sich auf dem Monte Lemerle (südöstlich von Gefuna) fest und drangen östlich von Gallio über Ronchi vor. Abends stürmten Abteilungen des bosnisch-herzegowinischen Infanterieregiments Nr. 2 und des Grazer Infanterieregiments Nr. 27 den Monte Meletta. Die Zahl der seit Beginn dieses Monats gefangenen italienischen Italiener hat sich auf 12400, darunter 215 Offiziere, erhöht. An der Dolomitenfront wurde ein Angriff mehrerer feindlicher Bataillone abgewiesen.

9. Juni 1916.

Rechts der Maas schreitet der Kampf für uns günstig fort. Feindliche, mit starken Kräften geführte Gegenangriffe am Gehöf von Schaumont und zwischen Chapitre-Wald und der Feste Baux brachen ausnahmslos unter schwerer feindlicher Einbuße zusammen.

Die Illustrirte Zeitung darf nur in der Gestalt in den Verkehr gebracht werden, in der sie zur Ausgabe gelangt ist. Jede Veränderung, auch das Beilegen von Druckfahnen irgendwelcher Art, ist untersagt und wird gerichtlich verfolgt. Alle Zusendungen redaktioneller Art sind an die Redaktion der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnigerstraße 1-7, alle anderen Zusendungen an die Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung, ebenfalls in Leipzig, zu richten. — Genehmigung zur Reproduktion unserer Bilder kann nur nach jedesmaliger vorheriger Verständigung mit dem Stammbuch (J. J. Weber, Leipzig) erfolgen.

Copyright July 20th 1916 by Illustrirte Zeitung J. J. Weber, Leipzig.

Nummer 3812. 147. Band.

Verlag von J. J. Weber in Leipzig, Reudnigerstraße 1-7.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest, New York.

Nr. 3812. 147. Band.

Die Illustrirte Zeitung erscheint wöchentlich. Preis vierteljährlich 9 M 50 S, frei ins Haus 9 M 75 S. Preis dieser Nummer 1 M. Der Anzeigenpreis beträgt für die einpaltige Nonpareillezeile oder deren Raum 1 M 50 S, auf Seiten mit redaktionellem Text 2 M.

20. Juli 1916.

Wo unsere verwundeten und erkrankten Krieger Erholung und Genesung finden.



Bad-Nauheim

Am Taunus
bei Frankfurt a. M.
Sommer- und
Winterkurbetrieb.

Hervorragende Heilerfolge bei Herzkrankheiten, Muskel- und Gelenkrheumatismus, Gicht, Rückenmarks-, Frauen- und Nervenleiden. — Sämtliche neuzeitliche Kurmittel. — Herrliche Park- und Waldspaziergänge.

Für Feldzugsteilnehmer Vergünstigungen. — Prospekte und Auskünfte durch „Geschäftszimmer Kurhaus Bad-Nauheim“.



Dr. Lahmann's Sanatorium

in Weisser Hirsch bei Dresden

Anwendung der physikalisch-diätetischen Heilfaktoren, Stoffwechselkuren, neuzeitl. Inhalatorium, Luft- und Sonnenbäder.
Für kurgemässe Verpflegung ist bestens gesorgt.

Leitender Arzt: Prof. Dr. Kraft.

Prospekt kostenfrei.

Bad Elster



Bef. geeignet zur Nachbehandlung von Krankheiten u. Wunden des Feldzugs.

Sanatorium

Das geheime San. Rat Dr. P. Köhler

Glauberz-, Eisenquellen, Kohlenwasser, Stahl- und Moorbad. Mild anregendes Gebirgsklima, bequeme Waldspaziergänge. Blutmutter, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettleibigkeit, Frauenleiden, Rheumatismus, Schilddrüse, Lähmungen, Gelenkleiden.

mit heilgymnastischem (Zander-) Institut u. allen sonstigen therapeutischen Einrichtungen bietet jeglichen Komfort. Zahlreiche Gesellschaftsräume, Wandelgänge, Diätkuren. Man verlange ärztl. überwachter Prospekt.



Sanatorium Am Goldberg.

Bad Blankenburg — Thüringer Wald.

Von Professoren u. Ärzten gut empfohlen. Sommer- u. Winterkuren. Höchstzahl 50 Kurgäste. Prospekt kostenlos. Tel. 44. Dr. med. Karl Schulze, Besitzer.

Travemünde

Seebad und klimatischer Kurort. Erholungs- und Kurort. In staatlichen Einrichtungen. Erleichterungen in Wohnungs- und Verpflegung. Näheres durch die Kurverwaltung.

Besuchet Thüringen!

Neuer Ratgeber bei Auswahl von Sommerfrischen, Kurorten und Wanderungen mit 170 Abbildungen (260 Seiten) kostenlos gegen 20 Pfg. Freimarken vom Thüringer Verkehrsverband Sitz Gotha.

SALZUNGEN

(Thüringen) Solbad und Inhalatorium. Solquellen von 5 und 27 $\frac{1}{2}$ Salzgehalt, Solbäder mit und ohne Kohlensäure. Moorbad. Gradiert Häuser zu Kurzwecken einzeln eingerichtet. Gesellschafts- und Einzelinhalationen neuester Systeme (Körtings temperierbares Trockeninhalatorium). Pneumatische Kammern. Trinkkur. Vorzügliche Heilerfolge bei Erkrankungen der Atmungsorgane, Skrophulose, Rachitis, Gicht, Rheumatismus, Herz- u. Frauenkrankheiten. Ausgedehnte Parkanlagen u. Waldungen. Prospekte durch die Bäderdirektion.

BAD ELSTER

Kgl. Sächs. Eisen-, Moor- und Mineralbad. Quellenemanatorium. Berühmte Glauberzsalzquelle. Grosses Medico-mech. Institut. Luftbad. Blutarmut, Herz-, Magen-, Nervenleiden, Verstopfung, Fettleibigkeit, Frauenleiden, Rheumatismus, Ischias, Lähmungen u. Gelenkleiden. Vorzügliche Erfolge bei Nachbehandlung von Verletzungen. Prospekte u. Wohnungsverzeichnis postfrei durch die Kgl. Bäderdirektion. Generalvertrieb der Heilquellen durch die Mohren-Apotheke in Dresden. Versand des staatlichen Tafelwassers Kgl. Oberbrambacher durch den Brunnenpächter Klinkert in Oberbrambach. Kurgemässe Verpflegung der Badekiste ist gesichert.

Sanatorium Elsterberg

(Neurastheniker, Entzündungskuren, nicht operative Frauenleiden u. Erholungsbedürftige, Lungen- und Gichtkranke ausgeschlossen. Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte frei. Dr. R. Römer jr. San.-R. Dr. Römer.



Friedrichroda

Thüringer Wald. 430-710 m. Beliebtester Sommer- und Winterkurort, alle hyg. Einrichtungen, Hotels, Familienheime. — Konzerte, Theater, Sport. — Prospekte: Stadt. Kurverwaltung.

Hildesheim

In prächtiger Lage, unweit des schönen Harzes, hervorragender Fremdenplatz, mit weltbekannten Denkmälern einer Geschichte und Kunstperiode von 2000 Jahren, das Museum deutscher Holzbaukunst (700 geschnittene Häuser), romanische und gotische Kirchen- und Profanbauten (Dom, St. Michael und Godehard, Templerhaus, Rathaus; renoviert und mit Fresken von Professor Frell versehen). Ausgezeichnete Schulen. Ruhesitz für Rentner, Pensionäre u. kriegsbeschädigte Offiziere, sehr günstige Steuerverhältnisse. Auskunft durch den Verkehrsverein.

KURHAUS für Nerven- u. Gemütskranke

Tannenfeld bei Nöbdenitz, Sachsen - Altenburg, Linie Glauchau-Göbnitz-Gera. Landschaftlich schöne, isolierte Lage auf einem Höhenrücken inmitten eines 15 ha großen alten Parks. — Warmwasserheizung. — Elektr. Beleuchtung. — Fünf getrennt liegende Villen. — Entzerrungskuren. — Gelegenheit zu Beschäftigung. — Das ganze Jahr geöffnet. Prospekte durch den Besitzer Dr. med. Tecklenburg.

Dr. Möller's Sanatorium bei Dresden-Loschwitz. Prospekt. Diätet. Kuren n. Schroth. Wirkk. Heilverf. u. chron. Krankh. Abteil. f. Minderbemittelte pro Tag 5 M.



Heilanstalt für Nervenkrankte Blankenburg (Schwarzatal) Dr. Nöhring's Sanatorium für Lungenkranke Neu-Coswig i. Sa. Eig. Beh.-Meth. mit glänzendem Erfolge. Reichl. Verpfleg. gesch. 15-20 M. tägl.

Leipziger Lebensversicherungs-Gesellschaft auf Gegenseitigkeit (Alte Leipziger), errichtet 1830. Die diesjährige ordentliche Generalversammlung genehmigte die Jahresrechnung für 1915 und die Verwendung des Überschusses von 11 890 721 M. 96 Pf. nach dem Vorschlage des Aufsichtsrats. Darnach wurden 500 000 M. dem Ausgleichsfonds, der dadurch auf 6 800 000 M. erhöht wird, der Rest dem allgemeinen Sicherheits- und Dividendenfonds der Versicherten zugewiesen. Bei den älteren, vor dem 1. Juni 1907 abgeschlossenen Versicherungen bleiben außer den sonstigen Dividenden auch die Dividenden auf die ordentlichen (schon länglichen) Jahresprämien auf der erreichten außerordentlichen Höhe stehen, indem für 1917 wiederum eine Dividende

von 55 % der ordentlichen Jahresprämien festgesetzt worden ist. Die neueren, seit dem 1. Juni 1907 abgeschlossenen, mehr als 5 Jahre bestehenden Versicherungen erhalten zunächst noch die nach den neuen Rechnungsgrundlagen für sie vorgelegenen Grunddividenden; die erstmals nach 10 und dann von 5 zu 5 Versicherungsjahren vorgelegenen Zusatzdividenden, die zum erstenmal 1917 zur Verteilung kommen werden, können nach den jetzigen Abschlußverhältnissen mit 25 % anstatt wie früher mit 15 % angenommen werden. Die Einrichtungen der Gesellschaft ermöglichen es, trotz dem Anlege bei dem alten wie bei dem neuen Bestande diese Dividenden zu verteilen und in Aussicht zu nehmen. Durch Anpassung an die herrschenden Bedürfnisse war

es der Gesellschaft auch möglich, im Jahre 1915 wieder eine Vermehrung ihres Versicherungsbestandes zu erzielen, nämlich einen reinen Zuwachs von 12 667 348 M. Der Versicherungsbeitrag der Gesellschaft betrug am Ende des Jahres 1 101 897 749 M. An Versicherungsbeiträgen wurden im Jahre 1915: 45 267 670 M., an Zinsen 18 123 388 M. vereinnahmt. Während ihres 85jährigen Bestehens sind von ihr infolge Todesfalls oder Ablaufs der Versicherungsdauer fällige Versicherungssummen von insgesamt 440 Millionen Mark ausgezahlt worden; außerdem konnten 202 Mill. M. Dividenden an die Versicherten zurückbezahlt werden. Die zur Erfüllung künftiger Verpflichtungen angemessenen Deckungsmittel haben jetzt den Betrag von 438 Mill. M. erreicht.



Bei Gicht, Rheuma, Zschias, Hexenschuß, Nerven- und Kopfschmerzen, Glieder- und Gelenkschmerzen

ist „Togal“ ein rasch, sicher und dauernd wirkendes Mittel. Hunderte von Anerkennungen und zahlreiche ärztliche Gutachten bezeugen dieses in einwandfreier Weise.

Frau Emilie Zaspel, Dresden, schreibt u. a.: „Durch Zufall wurden mir Togal-Tabletten empfohlen, alle angewandten Mittel hatten versagt, aber obige schlugen sofort mit großem Erfolge an.“

Vizefeldwebel Görs, i. F. d. F. schreibt u. a.: „Vor langer Zeit bezogenes Präparat Togal ist mit großem Erfolge gegen Rheumatismus verwendet worden und wird von vielen Kameraden als ein unentbehrliches Mittel gegen derartige Plage geschätzt.“

Täglich werden ähnliche und noch schwierigere Fälle von Rheuma, Zschias, Hexenschuß, Gicht, Schmerzen in den Gelenken und Gliedern, Nerven- und Kopfschmerzen durch Togal beseitigt. Ein sofortiger Versuch lohnt in den eigenen Interessen. Man bestelle darauf, „Togal“ und kein minderwertiges Ersatzpräparat zu erhalten, dann wird man keine Enttäuschung erleben.

Preis pro Packung 3,50 Mark
Probepackung ... 1,40 Mark

Togal-Tabletten sind in allen Apotheken erhältlich

Einzigste Fabrikanten:
Rontor Pharmacia, Wandsbek

Existenz!
Villa m. Pension,
schönste Lage
Wiesbaden,
auch für Dame
Umstände halber
sof. veräuß. Anfr.
Bläser, Norderl 23,
Wiesbaden.

Rein's
Durchschreibe-
Bücher
Eduard Rein, Chemnitz.
Rein's Farbpapier.
Kartenregister.

Graue Haare
erhalten ihre ursprüngliche Farbe von
Blond, Braun oder Schwarz sofort
dauernd waschecht wieder durch mein
unschädliches und untrügliches Mittel

„Kinoir“
Karton 4.00 M., Probe 1.25 M.
Nur bei:
Franz Schwarzlose,
Berlin, Leipziger Str. 56.

Fort mit dem
Belververkürzung unsichtbar.
Gang elastisch und leicht.
Jeder Lastenwagen verwendbar.
Größe-Broschüre senden:
EXTENSION,
G. m. b. H.,
Frankfurt a. M.
Eschersheim Nr. 311.

Harmoniums, bes. ohne
Notenkennzeichen
4 stimm., spielbare, illust. Katalog frei.
Aloys Maler, Hoff., Fulda.



TET

**H. BAHLSENS
KEKS-FABRIK
HANNOVER**

LEIBNIZ-KEKS

Illustrirte Zeitung

Nr. 3812.

147. Band.



Vom Kriegsschauplatz in den Vogesen: Felsdurchbohrung für einen Minenwerferstand.
Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem an der Westfront zugelassenen Kriegsmaler Martin Froitz.

Massenpeisung. / Von Stadtrat a. D. Dr. Luther, Geschäftsführer des Deutschen Städtetages.

Die Massenpeisung wird zur Zeit überall erörtert, im Volk, in der Presse, bei den Männern, in deren Hand die Entscheidung liegt. Der Präsident des Kriegsernährungsamts ist vom ersten Tage seiner Amtseinführung an mit Wort und Schrift für sie eingetreten. Man darf sagen: Deutschland will die Massenpeisung. Solch Wollen kann in die Tat gehen. Soeben auch hier heißt es: Was ist Wahrheit? Immer ist Wahrheit die Tat. Deshalb ist nichts wichtiger als die praktische Gestaltung, die die Massenpeisung an den verschiedenen Orten findet. Aber wir Deutsche sind gewöhnt, unser Handeln durch begleitendes Denken zur Reife zu bringen.

Die Massenpeisung, die wir meinen, ist eine Kriegsmassregel. Hieran muß man festhalten, will man nicht umhüllende Zutaten mit dem Kern verwechseln. Indessen, der Massenpeisungsgebanke lebte schon in der Friedenszeit. Zunächst gab es selbstverständlich auch im Frieden Großverbraucher, deren Ernährung sich in der Form der Massenpeisung vollzieht, so alle Anstalten, wie besonders die Krankenanstalten, Kantinen, Kaffinos, als größtes Beispiel das Militär. Um solche Großverbraucher handelt es sich jedoch bei der Massenpeisung, von der wir hier sprechen, nicht. Hier finden wir das Vergleichbare aus der Friedenszeit in der Einrichtung der Volkshäuser, Mittelständischen, auch in Schulpeisungen u. dgl. Diese Dinge hatten im Frieden verschiedene Zwecke. Im Mittelpunkt stand die sozialpolitische Absicht, dem einzelnen, der sich aus irgendwelchen Ursachen selbst hinreichend nicht ernähren konnte, zu Hilfe zu kommen. Und der sozialpolitische Grundgedanke gilt für die Kriegszeit nicht minder als für den Frieden.

Die tatsächliche Entstehung der Massenpeisungen während des Krieges zeigt diese sozialpolitische Verknüpfung auf das deutlichste. Die Schaffung der noch heute ausgebreitetsten Einrichtungen in Hamburg kann nicht verstanden werden ohne Beachtung der besonders großen Not, die in Hamburg alsbald nach Kriegsausbruch entstand, wegen der Begründung des wirtschaftlichen Lebens auf den Verkehr über See. Hier entschloß man sich in folge dessen auch zu starken Zuschüssen aus öffentlichen und Sammlungsmittelein. Ein anderes Beispiel ist die Stadt Sagen, die sofort nach Kriegsausbruch eine Massenpeisung als Teil der Fürsorge für die Kriegsfamilien einrichtete. Die Beispiele lassen sich leicht vermehren.

Wurzelte nun aber auch die Massenpeisung des Frühjahrs 1916, von der es jetzt an allen Enden widerhallt, immer noch in diesem sozialpolitischen Boden? Der Anschein spricht auf den ersten Blick vielleicht dagegen, denn es liegt umgekehrt der zeitliche und ursächliche Zusammenhang mit dem Knappwerden unserer Nahrungsmitteleinrichtungen auf der Hand. Dennoch glaube ich, daß gerade hier der Punkt ist, wo das ruhige Überdenken der Dinge aus der praktischen Ausgestaltung der ganzen Aufgabe das richtige Maß geben kann und damit die Lebenskraft.

Der Ausgangspunkt des Massenpeisungsgebankens wäre ganz unabweisbar, wenn seine Durchführung zu einer neuen Bewertung der Ernährung oder Streckung unserer Nahrungsmittelein führte. Wäre dem so, so läge nichts näher als der Schluss, daß möglichst bald das ganze deutsche Volk durch Massenpeisungen zu ernähren sei. Nun muß aber sicherlich klug gemacht, daß eine Forderung dieses Umfangs von den maßgebenden Stellen bisher in keiner Weise erhoben ist. Gleichwohl finden sich vereinzelt Vertreter solcher Auffassung. Vor allen anderen ist hier Richard Calwer zu nennen. Seines Denkens Brennpunkt ist die Überzeugung, daß jede Fesselung der Preise, wie sie besonders in der Höchstpreispolitik zum Ausdruck kommt, der landwirtschaftlichen Erzeugung hinderlich ist. Er tritt jetzt dafür ein, daß das ganze Volk aus öffentlichen Rüden zu befähigen ist. Die Nahrungsmittelein sollen von einer Stelle eingekauft oder wenigstens auf die einzelnen Gemeinden verteilt und dieser Stelle oder, nach ihrer Weisung, den Gemeinden durch den freien Handel ohne jede Preisbindung zugeführt werden. Gewiß wird es dann keine Höchstpreise im juristischen Sinne des Wortes mehr geben. Die eine Stelle aber, die auf der Einkaufsseite entscheidet, wird sich dennoch nicht zum Spielball jeder beliebigen Preissteigerung durch Erzeuger und Händler machen lassen, sondern wird sehr bald die Preise, die sie zahlen will, festlegen. Dann ist in der Sache der Höchstpreis wieder da, und zwar viel durchgreifender als jetzt. Im Gegensatz zu Calwer nehme ich an, daß eine Zusammenfassung des Einkaufs als notwendiges Widerpiel eine Zusammenfassung des Verkaufs herbeiführen würde. Jedenfalls, das eine scheint mir sicher, daß durch die Massenpeisung der freie Handel kein neues Tätigkeitsfeld findet. Dann aber wird von dort aus auch der Erzeugung ein neuer Anstoß nicht erwachsen.

Dagegen wird man damit rechnen dürfen, daß der Verbrauch an Nahrungsmittelein durch die Massenpeisung gestreckt werden kann. Der Ton liegt auf dem Wörtchen „kann“. Zwar ist es an sich nicht unbeträchtlich, ob in der Massenpeisung die Grundstoffe immer besser ausgenutzt werden als im Haushalt. Die sparame und fundige Hausfrau kann jedes Nahrungsmittelein bis zur letzten Möglichkeit ausnützen. Indessen, die Kunst der Haushaltsführung ist ungleich entwickelt. Überdies ist es die besondere Eigenschaft jedes Großbetriebes, Abfälle in zweckdienlicher Weise zu verwerten. So wird es schon richtig sein, daß unsere Nahrungsmittelein durch die Massenpeisung gestreckt werden könnten. Dieses Ergebnis wird aber nur unter bestimmter Voraussetzung tatsächlich eintreten. Erste Voraussetzung ist die gute Leitung des Küchenbetriebes in jeder Hinsicht. Zweite, ebenso wichtige Voraussetzung ist, daß stets alle Speisen verzehrt werden, so daß eine gewisse Sicherung des Verschwendungsfreies nicht zu vermeiden ist, z. B. durch Ausgabe von Abkommens. Dritte Voraussetzung endlich ist die Eingliederung der Speiseabgabe durch die Massentische in unsere gesamte Verbrauchsregelung durch Karten usw. Freilich würde diese Voraussetzung dann hinfällig werden, wenn das gesamte Volk reiflos aus Massentischen ernährt würde. Jedoch

denkt ja kein Maßgebender zur Zeit an solche Ausgestaltung, und selbst wenn sie irgendwo als fernstes Ziel vorzuwehen sollte, so kommt es für den praktischen Erfolg der jetzt eingeleiteten Bewegung vor allem doch auf die nächsten Wochen und Monate an, in denen durch keine Kunst der Erde die allgemeine Massenpeisung durchzuführen ist. Somit muß ich für ganz unzweifelhaft halten, daß unsere Streckung unserer Nahrungsmittelein nur eintreten würde, wenn jeder, der an der Massenpeisung teilnimmt, um den Betrag dieser Teilnahme in seinen sonstigen Bezugsrechten vermindert wird. Das bedeutet eine Kürzung der Brotarten um Mehlbezugsrechte, der Kartoffelarten, der Fleischarten, der Butterarten oder Fettarten, der Zuckerarten, und was es sonst örtlich an Karten noch gibt. Eine Massenpeisung ohne solche Kürzung ist ohne Zweifel den Teilnehmern viel willkommener. Sie mag auch sonstige Vorteile haben, aber eine Streckung der Nahrungsmittelein bedeutet sie nicht. Nun sind die Erfahrungen mit der Kürzung der Lebensmittelein bei Beteiligung an der Massenpeisung bisher durchaus verschieden. Zum einen Teil ist die Bevölkerung durch allmähliche Entwicklung der Einrichtung zur Bereitwilligkeit auch nach dieser Richtung erzogen. Zum anderen Teil hat die Forderung nach Abgabe der Nahrungsmittelein sofort zu einer starken Verminderung der Inanspruchnahme geführt. Selbst der bloße Versuch, eine vorbereitende Eintragung in Bestelllisten zu erreichen, hat an einigen Orten die gleiche Wirkung gehabt, weil die Bevölkerung fürchtete, das sei das Vorbild zur Kürzung der Lebensmittelein. An anderen Orten wieder ist die Beobachtung gemacht worden, daß nur da die Listen ausgefüllt wurden, wo die Inbetriebnahme der Massentische bevorstand, wo es sich also nicht nur um ein statisches Befragen handelte, sondern um ein praktisches Bestellen. Im ganzen möchte ich annehmen, daß die Scheu der Bevölkerung eine Übergangserscheinung ist, die an den verschiedenen Orten mit verschiedener Schnelligkeit überwunden wird. Allerdings wird dieser Erfolg im allgemeinen wohl nur eintreten, wenn die Kürzung der Nahrungsmittelein nicht übermäßig ist. Tritt das aber ein, so wird sich kaum mehr mit Bestimmtheit behaupten lassen, daß die Einrichtung der Massenpeisungen zu einer Streckung der Rationen führt. Denn was der Großbetrieb erparzt, dürfte ausgeglichen werden durch das Mehr an Lebensmittelein, das den Teilnehmern an der Massenpeisung wahrscheinlich bleibt.

Am Ende ist die ganze Frage, ob die Massenpeisung unsere Vorräte streckt, nichts bedeutende Theorie, zu der wir von Calwer und einigen anderen verführt sind. Zu dieser Erwägung führt auch folgende Betrachtung: Von Seiten der maßgebenden Stellen hören wir immer wieder den Plan, daß gut geleitete Massenpeisungseinrichtungen bei der Zuführung von Nahrungsmittelein bevorzugt werden sollen. Ich stehe nicht an, zu erklären, daß ich dieser Ansicht nicht beipflichten kann. Unsere ganze Lebensmitteleinversorgung, soweit sie geordnet beeinflusst ist — und das ist doch sehr bei weitem der Hauptteil — ist darauf aufgebaut, daß nach bestimmten objektiven Wertmalen, wie in der Hauskuche in der Altersungszahl, sonst aber in besonderen Umständen der Bedürftigkeit wurzeln, die Lebensmittel von zentraler Stelle auf die einzelnen Kommunalverbände verteilt werden. Wie dann im Kommunalverband die Abgabe an den Verbraucher erfolgt, ist Sache jedes Kommunalverbandes. In der Kunstsprache unseres neuen kriegswirtschaftlichen Betriebes wird das dahin ausgedrückt, daß das Reich die „Oberverteilung“ der Nahrungsmittelein auf die Kommunalverbände, der Kommunalverband aber die „Unterverteilung“ auf die Verbraucher hat. Im Rahmen dieses bewährten Systems ist die Zuweisung besonderer Nahrungsmittelein an die Massenpeisung eine Aufgabe der Unterverteilung, dagegen würde die Berücksichtigung der Massenpeisung bei der Oberverteilung ein Durchbrechen des Systems bedeuten. Anders ist es dagegen, wenn in dem betreffenden Ort eine geordnete Not besteht. Dann wird bei der Oberverteilung dieser Not berücksichtigt, nicht aber das Vorhandensein einer Massenpeisungseinrichtung. Man mag zu dieser Bevorzugungsfrage indessen stehen, wie man will: aus der bloßen Tatsache, daß sie ansehnend erwogen wird, ergibt sich, daß für die entscheidenden Stellen bei der Massenpeisung der Gedanke einer Streckung der Vorräte durchaus nicht im Vordergrund steht.

Zum gleichen Ergebnis gelangt folgende Erwägung: Würde man wirklich damit rechnen, daß wir eine Zeit der Knappheit mit ernstlicher Hungersgefahr durchzumachen hätten, so wäre die Massenpeisung sicherlich keine geeignete Ausrüstung, um das Volk über diesen Dornenweg zu führen. Denn nichts könnte erregender sein als das Versagen einer solchen öffentlichen Veranstaltung, von der ja gerade die Lösung der Schwierigkeiten erwartet wird. Nichts wäre gefährlicher als die künstliche Zusammenhaltung der Menschen in solchen Massenpeisungen, da auch die Ernstesten und Bestennten dem Unmut und der unruhigsten Rede nie leichter zugänglich sind, als wenn sie sich in Scharen zusammenfinden. Sieht man dieser Tatsache fest ins Auge, und vergißt man außerdem nicht, daß es unsere bestunterrichteten Männer sind, die der Massenpeisung das Wort reden, so muß gerade aus diesem Sachverhalt der Schluss gezogen werden, daß eine wirkliche Gefahr für unsere Volksernährung unter keinerlei Voraussetzung besteht. Diese Überzeugung möchte ich auch als eigene aussprechen, nachdem ich während des ganzen Krieges von ungewöhnlich ausichtsreichem Blickpunkt aus die Entwicklung unserer Nahrungsmitteleinverhältnisse überblicken durfte.

Da dem nun so ist, so dürfen wir die ganze Frage, ob durch die Massenpeisung die Menge unserer Lebensmittel vermehrt oder gestreckt werden kann oder soll, als ganz und nebensächlich hinter uns lassen. Das Licht der Wirklichkeit finden wir auf einem anderen Wege. Mehr an der Oberfläche der tatsächlichen Verhältnisse, die die Massenpeisung herbeiführen, wird die Kraft der Beruhigung sichtbar, die unzweifelhaft im Massen-

peisungsgebanke steckt. Unser Volk in der Heimat und nicht minder die Krieger im Schützengraben, denen die Feldpost Nachrichten von dem Ergehen ihrer Angehörigen bringt, sind — sagen wir es offen heraus — durch die Schwierigkeiten der Nahrungsmitteleinbeschaffung zum Teil ein wenig nervös geworden. Arg ist die Nervosität noch nicht, denn sie hat die große Tapferkeit und Gelassenheit, mit der das deutsche Volk diese harten Zeiten erträgt, in irgendwie belangreicher Weise nicht beeinträchtigt. Immerhin wird gute Verwaltungskunst, die nicht auf Gewalt baut, sondern auf Schaffung befriedigender Verhältnisse, bemüht sein, die Quelle der Beunruhigung zu verstopfen. Nun ist es, solange unser Nahrungsmitteleinraum so eng bleibt, unmöglich, nach Art des Handelsbetriebes in der Friedenszeit durch Haltung großer Lager jederzeit jedes Bedürfnis zu befriedigen. Hier ist die Massentische, wo volle Gewähr für die Lieferung guter Nahrung an jedermann besteht, in der Tat ein vortreffliches Ausfallsmittelein. Freilich unter der Voraussetzung, daß die Gemeindevverwaltung oder der Verein, der die Massentische einrichtet, wirklich sicher ist, die Speisen stets liefern zu können. Deshalb ist es wohl begründet, daß jede Verwaltung mit der Einrichtung oder Erweiterung der Massentische ärgert, solange die Verteilungseinrichtungen des Reichs — die Einrichtungen der „Oberverteilung“ — ihr nicht die volle Gewissheit dafür geben, daß in der einzelnen Stadt stets genug Nahrungsmittelein sind, um die Massentischen ohne Schädigung der sonstigen Volksernährung in vollem Betrieb erhalten zu können.

So wichtig es nun auch jetzt ist, die Stimmung der Bevölkerung zu heben, so liegt die hauptsächlichste Bedeutung des Massenpeisungsgebankens doch tiefer. Sie liegt im Sozialpolitischen. Mit dieser Feststellung lehre ich nach einem langen Umweg über die Auffassungen anderer zu meinem eigenen Ausgangspunkt zurück. Nur daß die Sozialpolitik im Kriege wesentlich weiter greift als die Sozialpolitik der Friedenszeit. Auch im Kriege aber behält die Sozialpolitik ihr doppeltes Gesicht, indem sie einmal organisatorische Hilfe denen leiht, die aus eigener Kraft und Einsicht den richtigen Weg oft nicht beschreiten können, und indem sie zweitens den weniger Begünstigten des Privatwirtschaftlichen Lebens durch öffentliche Mittel Erleichterungen zuwendet — die teilweise keine Armenunterstützungen sind.

Was zunächst den Gedanken der Ausgabenverminderung betrifft, so lehrt die einfache Erfahrung, daß alle Massenpeisungen billig sind. Das gilt selbst dann, wenn nicht am Eintopfgericht festgehalten wird, welches indessen sicherlich das billigste ist und auch noch am ehesten eine Vorratsstreckung verwirklicht. Das Wort „billig“ muß dabei durchaus relativ genommen werden. Bedürftige gibt es nicht nur in der breiten Schicht des Volkes, sondern auch an den unteren Grenzen des Mittelstandes, zumal im Kriege, wo die Kaufkraft des Geldes sich so erheblich vermindert hat. Nach diesen Richtungen kann also die Massenpeisung sicher Vortreffliches leisten. Offen bleibt freilich die Frage, ob die Wohlfeilheit der Massenpeisung nach künstlich gesteuert werden soll durch Zuschüsse aus öffentlichen Mitteln. Die Beantwortung wird vielfach von den Verhältnissen des Bezirks und des Personenkreises abhängen, für den die Massenpeisung bestimmt ist. Eine gewisse Unterstützung aus öffentlichen Mitteln wird die Kriegsmassenpeisung ohnehin dadurch finden, daß die Stadtverwaltungen häufig nicht die gesamten Anlagelosten zur Tilgung während der Kriegsdauer in die Preise der Gerichte einrechnen werden und ebenso wenig in vollem Umfang die Mehrbelastung der allgemeinen Verwaltung. Grundsätzlich aber möchte ich meinen, daß, soweit im Einzelfall angängig, die Massenpeisungen sich selbst erhalten sollten. Jede andere Auffassung führt sie aus dem Gebiet der Sozialpolitik in das Gebiet des Wohltuns, das allerdings im Kriege von Volksgenossen leichter zu ertragen ist als sonst. Außerdem aber muß jede nicht ohne Überlegung daran festhalten, daß wir um der Zukunft unseres Volkes und Reiches willen ohne Not die öffentlichen Schulden nicht vermehren sollen; denn sie müssen verzinst und getilgt werden, während die Ausgaben des einzelnen im Gesamtgebiete des Wirtschaftslebens untergehen.

Noch bedeutungsvoller für das rechte Verständnis der Massenpeisungen ist die Betrachtung von der organisatorischen Seite der Sozialpolitik aus. Unser jetziger staatssozialistischer oder gemeinwirtschaftlicher Nahrungsmitteleinbetrieb und vielleicht noch mehr das unvermeidliche Nebeneinander dieses Betriebes mit alten und neuen Gestaltungen der Privatwirtschaft bringt es mit sich, daß viele einzelne aus eigener Kraft nicht erreichen können, was ihnen zukommt. Der bloße Zeitaufwand, der noch immer nötig ist, besonders freilich in den letzten Monaten nötig war, um durch Teilnahme an Butterpolonaisen, Fleischpolonaisen usw. die Einsparung der Lebensmittelein zu erreichen, ist für viele, die mit äußerster Anspannung an der Aufrechterhaltung des Wirtschaftslebens arbeiten, eine Unmöglichkeit. Man denke nur an die zahlreichen Frauen, die an Mannes Statt heute in den Fabriken arbeiten oder Straßenbahnwagen fahren u. a. m.

Neben diese Frage der Mengenverteilung an die einzelnen tritt dann mit besonderem Gewicht die Frage der Art der Speisen. Die alte Kochpraxis der Hausfrauen ist vielfach der Aufgabe nicht gewachsen, aus den jetzt vorhandenen Vorräten schmackhafte und gesunde Speisen zu machen. Aus Unkenntnis und Unlust, die aus den vielerlei Schwierigkeiten entstanden sind, verschlechtert sich die Speisengabe selbst da, wo der einzelne Haushalt die ihm zukommenden und als solche je ausreichenden Nahrungsmittelein erhält. Dieser Sachverhalt vermag trotz des Vorhandenseins alles Notwendigen zu einer Unterordnung mit ihren Gefahren in körperlicher und geistlicher Beziehung bei Erwachsenen und bei Kindern zu führen. Auch hier können die Massenpeisungen, in denen durchweg ausgezeichnet gekocht wird, eine sehr wertvolle Ergänzung bilden.



Von den Kämpfen um Verdun: Mächtiger Materialtransport über eine im feindlichen Sperrfeuer liegende Straße, die durch feindliche Leuchtflugeln erleuchtet wird. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von Martin Groß.

Zur neu gewonnenen Stellung mußte bei Nacht Baumaterial geschafft werden, um in den Berg einige Unterstände anbauen zu können. Die Truppentruppe mußte das Gelände überfliegen und das Gelände freilich gehalten werden. Durch feindliche Leuchtflugeln wird das Gelände freilich gehalten.



Aus dem Gebiet der gegenwärtigen englisch-französischen Offensive: Blick nach dem Tal der Somme. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Rudolf Trache.

Mit diesen wenigen Zeilen glaube ich geschildert zu haben, was die Massenpeisungen in der Hand überlegter Praxis wirklich sind. Sie sind, wie ich in der Tagung über die praktische Durchführung der Massenpeisungen im Reichstag am 3. Juli gesagt habe, eine „sozialpolitische und kriegspolitische Hilfsmaßregel in gemeinwirtschaftlicher Gestalt“. Daraus ergibt sich denn auch ihre Begrenzung. Zunächst ist einleuchtend, daß sie mit ihrer sozialpolitischen Grundlage sich eng engeln müssen in die gesamten wirtschaftlichen Verhältnisse und das gesamte Fürsorgesystem jeder einzelnen Gemeinde, also nach Art und Ausmaß örtlich gebunden sind. Weiter aber wird

niemand verkennen: daß die sozialpolitischen Voraussetzungen, die die innere Begründung der Massenpeisung enthalten, trotz aller Kriegsnot doch nur bei einem Teil der Bevölkerung vorliegen. Es wird sich auch herausstellen, daß, wenn erst einmal der Teil der Bevölkerung, der der Fürsorge besonders bedürftig ist, wenigstens mit seinen Hauptmaßnahmen, aus dem gleichzeitig verwickelten und halbtarren Kriegssystem der Nahrungsmittelbeschaffung herausgenommen ist, daß dann für die anderen die Beschaffungsschwierigkeiten sich vermindern werden, allerdings nur, sofern man für die Massenpeisung nicht einen übermäßig großen Teil der Vorräte in Anspruch

nimmt. Man wird auch niemals vergessen wollen, daß die Massenpeisung, wie jede sozialpolitische Hilfsmaßregel, taktvoll angewendet werden muß, und daß die Reife aller Sozialpolitik die Gefahr einer Lähmung der Eigenkraft darstellt. Es wäre ganz gewiß kein Glück für unser Volk, wenn auch solche Frauen, auch Kriegerfrauen, die über Zeit und sonstige Möglichkeit verfügen, die Speisen selbst zuzubereiten haben, oder denen man wirkungsvolle Belehrung zuführen könnte, nunmehr ihren Haushalt vernachlässigten und dadurch aufhörten, hingebende Hüterinnen des Heims unserer Tapferen in Heer und Flotte zu sein.



Deutscher Sturmangriff vor Verdun. (Phot. Carl Schachmann, Potsdam.)
Vom westlichen Kriegsschauplatz.

Markgraf Gero. Ein Roman aus der Gründungszeit des alten deutschen Reiches. Von Paul Schreckenbach.

XIII.

(6. Fortsetzung.)

Zwei Monate nach der großen Hunnenschlacht auf dem Lechfelde stand König Ottos Heer vor dem Flusse Recknitz im Slawenlande. Es hatte sich mit der Schar Geros vereinigt und war sengend und brennend in das Land der Obotriten eingedrungen, das Slawenheer, das unter Stoinefs Befehl stand, beständig vor sich herjagend. Schon höhnten die Krieger des Königs, sie würden in wenigen Tagen die Feinde ins Meer treiben, auf daß sie dort den Fischen zur Beute fielen. Da mit einem Male stockte ihr Vormarsch, und sie gerieten in schwere Bedrängnis.

Tagelang war das Heer des Königs hinter den weichen Slawen her eine Straße gezogen, die links und rechts von Sümpfen begrenzt wurde. Nun lagerte es vor dem Flusse und konnte nicht hinüber. Denn die Recknitz war durch heftige Gewitterregen hoch angeschwollen, und jenseits stand auf einer Anhöhe über dem sumpfigen Ufer das gewaltige Heer der Obotriten, Tollenser, Circipaner und Wilizen, das Stoinef zusammengebracht hatte. Ein Versuch, den Fluß zu überschreiten, war fehlgeschlagen. Nachdem viele wackere Männer in den Wellen und durch den Pfeilhagel der Slawen den Tod gefunden hatten, war es dem Könige klar geworden, daß er hier nur unter den schwersten Verlusten durchbrechen könne, und er hatte befohlen, den Angriff einzustellen. Dann hatte er angeordnet, ein Lager aufzuschlagen, denn das Heer war erschöpft, Menschen und Rosse bedurften der Ruhe. Ein Überfall war schwerlich zu besorgen, da die Slawen nicht über den Fluß herüberkonnten. Zu beiden Seiten deckten die Sümpfe, und der Weg, auf dem das Heer herangezogen war, wurde durch dreifach hintereinanderliegende Verhaue gesperrt.

Man stand schon tief im Herbst, und so brach die Nacht bald herein. Die ermüdeten Krieger wickelten sich in ihre Mäntel und streckten sich neben die glimmenden Wachtfeuer zum Schlafen aus, die Vornehmeren übernachteten unter Zelten. Schon in der zehnten Stunde war das ganze Lager wie tot und ausgestorben, nur der Tritt der Wachen und hin und wieder ein Stampfen und Aufwiehern der Pferde war hörbar.

Das Königszelt war auf einer Bodenerhöhung aufgeschlagen, die fast in der Mitte des schlafenden Heeres lag. Es wurde von einem Kranze hell leuchtender Wachtfeuer umgeben, und um sie herum lagerten Geros auserlesene Mannen und dreißig Bogenschützen aus Thüringen. Sie bildeten für diese Nacht die Leibwache des Königs.

In leisem, aber sehr lebhaftem Gespräch saßen König Otto und Gero inmitten des Zeltes, das durch brennende Kienspäne notdürftig erhellt wurde. Die beiden berieten miteinander, was nun werden sollte. Des Königs Gemüt war von der tiefsten Besorgnis niedergebeugt, denn ein Rückzug deuchte ihm ebenso schmachvoll wie gefährlich zu sein. Bei sinkender Sonne hatten Reiter die Kunde gebracht, daß zwei Tagereisen im Rücken des Heeres an einer engen Stelle des gangbaren Weges zwischen den Sümpfen die Nachhut, die man dort zurückgelassen hatte, von den Slawen überfallen worden sei. Sperrte der Feind dort die Straßen durch Gräben und Wälle aus Erde und Baumstämmen, so war der Durchbruch sehr schwierig zu erkämpfen.

„Wir sind in eine Falle geraten, mein Gero!“ klagte der König. „Wir, zwei kriegskundige Männer, sind in die Falle gelaufen, die uns Stoinef, der Schuft, gestellt hat! Wie kommen wir wieder heraus? Der Hunnen bin ich Herr geworden! Soll ich nun den vermaledeiten Wenden erliegen? Hätte ich auf dich gehört, der du die Schlaueit und Tücke dieses Volkes kennst! Du warntest mich, dem Heere des Stoinef zu folgen. Oh, wären wir da von dem Wege abgebogen, wo du es wolltest! Was tun wir nun? Sollen wir fliehen vor Stoinef, dem Wendenfuchse?“

Während der König so fragte und klagte, hatte Gero vollkommen unbewegt dagesessen. Jetzt wandte er ihm sein Antlitz zu und sagte ruhig: „Noch ist die Schmach zu wenden, König Otto. Ich habe einen Plan, der uns, wie ich denke, gelingen wird.“

Er erhob sich. „Strecke dich auf dein Lager, König Otto, denn du bedarfst des Schlafes. Ich gehe jetzt zu den Rugierfürsten, die im Lager sind, um mit ihnen zu reden. In einer Stunde hörst du von mir. Ich denke, ich bringe dir willkommene Kunde!“

„Mögen die Heiligen mit dir sein!“ rief der König und geleitete ihn zur Tür des Zeltes hinaus.

Langsam, in Gedanken versunken, wandelte Gero durch das Lager dahin, wo das Zelt der Rugierfürsten stand, die mit einer starken Reiter-schar erst im Laufe des Tages zum Königsheer gestoßen waren. Rings um das Zelt lagen die Wachen auf der Erde, die Feuer waren niedergebrannt bis auf eins. Neben ihm stand, aufrecht auf seinen Speiß gelehnt, ein Kriegsmann von auffallend hoher Gestalt. Als er den Heranschreitenden gewahrte, trat er ein paar Schritte zurück ins Dunkel.

„Wecke mir die Fürsten Drogo und Seligast“, wandte sich Gero an ihn in der Sprache der Slawen.

„Sie wachen im Zelte, Herr!“ klang es zurück, und der Kriegsmann schritt weiter ins Dunkel hinein.

Gero blickte ihm verwundert nach. Wer war das? Er schien eher ein Sachse zu sein als ein Slawe, obwohl er in der Sprache dieses Volkes Antwort gegeben hatte, und die Stimme hatte ihm wunderbar bekannt geklungen.

Aber Gero hatte keine Zeit, Gedanken nachzuhängen. Er trat in das Zelt, in dem die beiden Rugierfürsten würfend und trinkend einander gegenüber saßen.

Leise verhandelte er mit ihnen wohl eine halbe Stunde lang. Als er, von den beiden gefolgt, wieder ins Freie trat, umspielte ein zufriedenes Lächeln seine Lippen. „Laßt Euch nicht stören, Freunde“, sagte er zu den beiden Slawen und verabschiedete sie durch einen festen Händedruck. „Ich gehe jetzt zum Könige und werde ihm Euch und Eures Volkes Kunst zu rühmen wissen.“

Er schritt wieder auf das Königszelt zu, aber in der Mitte des Weges bog er plötzlich ab, denn es war ihm ein neuer Plan aufgestiegen, den er sogleich zur Ausführung bringen wollte. Hinunter nach dem Flusse ging er, wo die Wachen standen und nach der anderen Seite hinüber-spähten. Die schmale Sichel des untergehenden Mondes stand am Himmel und übergoß die Gegend mit einem matten, fahlen Lichte, bei dem aber doch die slawischen Wachen in ihren weißen Mänteln drüben wohl zu erkennen waren.

Gero trat nahe an das Ufer heran, legte beide Hände an den Mund und schrie hinüber: „Hoiho, hoiho!“

Ein Gegenruf antwortete.

„Komm heran!“ rief Gero.

„Was wollt Ihr? Wer seid Ihr?“ klang es zurück.

„Ich bin Gero, der Markgraf und Herzog, ich will reden mit Stoinef, deinem Gebieter.“

Ein Gemurmel mehrerer Stimmen ward von drüben hörbar. Die Wenden waren offenbar in Streit geraten über die Antwort, die zu geben war. Endlich verstummte das Geräusch, und eine Stimme rief: „Wir holen ihn! Wartet eine Weile!“

Gero ließ sich auf einen Weidenstumpf nieder und machte sich darauf gefaßt, lange warten zu müssen, denn nach seiner Meinung mußten die Fürsten der Slawen zu dieser Zeit berauscht sein oder schon schlafen. Aber zu seiner Verwunderung tönte sehr bald die scharfe, helle Stimme Stoinefs herüber und fragte, was er begehre.

„Ich möchte zuvörderst eine Frage an Euch richten, Fürst Stoinef.“

„So fragt!“

„Ihr seid der Klügste der Fürsten, die gegen uns in Waffen stehen, und darum haben Euch die Euren zu ihrem Heerkönig erwählt. So bietet alle Klugheit auf und gebt mir sodann Antwort auf die Frage: Meint Ihr im Ernste, Ihr könntet den König besiegen, der vor wenigen Monden das ungeheure Heer der Hunnen geschlagen hat? Stünde ich allein hier oder sonst einer seiner Diener, so könntet Ihr ja vielleicht hoffen, den Sieg zu gewinnen. Aber wie möget Ihr hoffen, den König selbst zu überwinden?“

Der Wendenfürst stieß ein scharfes Gelächter aus. „Wir haben ihn schon besiegt, denn wir haben ihn und Euch gefangen. Der Bär und der Wolf sind in der Falle. Ihr könnt nicht rückwärts und nicht vorwärts, und bleibt Ihr liegen, wo Ihr liegt, so tötet Euch der Hunger, oder die Seuche erfaßt Euch, die aus den Sümpfen steigt. Das wißt Ihr gar wohl, Gero. Wenn Ihr nicht verzweifelt an Eurem Heile, so wart Ihr nicht gekommen, mit mir zu reden!“

„Vielleicht täuschst du dich!“ gab Gero kalt zurück. „Der Fluß ist jetzt hoch geschwollen, aber kommen nicht neue Regengüsse, so kann er schnell fallen, und dann dringen wir durch die Flut.“

„Da möget Ihr lange harren. Bis dahin geht Euch das Brot aus und das Futter für die Rosse.“

„Gott und seine Heiligen haben schon manches Wunder getan.“

„Wir lachen über Euren Gott und Eure Heiligen.“

„Du dürftest ihre Macht bald erkennen und ihre Strafe fühlen, wenn du nicht morgen früh tust, was ich dir jetzt sage: Unterwirf dich dem Könige, dem du vor Jahresfrist Treue gelobt hast, und ich will ihn ver-mögen, daß er Gnade walten läßt über dich und deine Gesellen.“

Von drüben erscholl ein noch gellenderes Gelächter als vorher. Dann schrie Stoinef: „Die Göttin der Dummheit hat dein Hirn umnebelt, edler Gero! Du, der Gefangene, drohst dem Sieger und forderst ihn auf zur

Übergabe! Ward je solch eine Narrheit gehört? Denkst du, ich sei ein Kind, daß du kindisches Geschwätz an mich richtest? Meinst du, mir so zu entziehen? Nein, Wolf Gero, du entgehst mir nicht! Die Rache kommt über dich. Du hast meine Freunde erschlagen, und Wara, meine Burg, verbrannt, das sollst du büßen, alter Hund!"

In Gero kochte der Zorn auf bei diesen Worten des Wendenfürsten, aber er vermied es, schmähende Worte zu erwidern, und rief laut: „So fühle denn, wenn du nicht hören willst! Wir haben hier Bäume genug, um starke Flöße zu zimmern, und damit kommen wir über den Fluß, wenn morgen nicht, dann übermorgen. Dann wirst du sehen, was dein Volk gegen Gottes Volk vermag!"

„Ich wünsche dir viel Glück dazu, Narr!" rief Stoinef höhrend. „Hast du sonst noch etwas zu sagen?"

„Nein, krieche in deinen Bau, wendischer Fuchs!" gab Gero zurück und sprang hinter einen Baum. Diese Vorsicht erwies sich als höchst nützlich, denn gleich darauf fuhr drei oder vier Slawenpfeile zischend an ihm vorüber, denen noch mehrere folgten. Dabei ließen die wendischen Schützen ein wildes Geschrei ertönen.

Erst als drüben alles still geworden war, wandte sich Gero und schritt zurück zum Königszelte.

König Otto hatte sich auf sein Lager hingestreckt, fuhr aber sogleich empor, als sein Getreuer eintrat. „Wie steht es?" rief er ihm entgegen. „Setze dich zu mir und sprich!"

Gero ließ sich nieder, und nachdem er den Helm abgelegt hatte, begann er: „Mein Plan scheint gut zu sein. Ich meine, wir werden der Gefahr entrinnen und den Wenden einen bösen Tag bereiten. Ich habe eben über den Fluß mit Stoinef, dem Fürsten der Heiden, geredet."

Der König machte eine Gebärde der Verwunderung und blickte ihm gespannt ins Antlitz.

„Ich tat es, um ihn zu täuschen. Denn ich sagte ihm, wir würden alle Bäume fällen, die hier stehen, und Flöße zimmern und über den Fluß kommen. Woran ich nicht denke."

„Und woran denkst du?"

„Ich denke so: Vorwärts können wir nicht und rückwärts schwerlich, aber seitwärts bleibt uns ein Ausgang. Zwei bis drei Meilen von hier biegt ein Weg ab durch die Sümpfe, die Rugier kennen ihn und sagen, er sei haltbar und fest. Er führt an den Fluß. Der macht dort eine Krümmung und ist doppelt so breit als hier, fließt aber dafür ganz langsam. Morgen den ganzen Tag zimmern wir kleine Flöße, offen vor den Augen der Wenden. Das wird Stoinef bestärken in dem Wahn, den ich ihm einflößte, daß wir hier über den Fluß wollen. Aber in der nächsten Nacht schaffen wir alle die Flöße fort nach jener Krümmung des Flusses, und während du hier bleibst, führe ich die Reiter hinüber. Du kennst die große Kunst der Rugier, Flöße zu Brücken zu verbinden. Dann falle ich dem Wendenheer in den Rücken. Dem Anprall der Geharnischten widerstehen sie schwerlich, auch deinen Sieg über die Hunnen haben ein paar hundert gewappnete Knechte entschieden. Ist dort die Stelle von den Wenden besetzt, so werden es doch nur wenige sein, und bei ruhigem Laufe des Flusses werden wir sie überwältigen. Aber ich zweifle, daß sie den Ort besetzt halten."

Der König saß einige Augenblicke schweigend da, dann erfaßte er stürmisch mit beiden Händen Geros Rechte, und sein Antlitz leuchtete. „Wahrlich!" rief er. „Der Plan kann gelingen! Du bist der tapferste und zugleich der verschlagenste Mann, der unter der Wölbung des Himmels lebt! Kommen wir davon, und siegen wir, nur dir haben wir's zu danken. — O Gero!" fügte er leise hinzu, „was gäbe ich, könnte ich dir das Glück schaffen, das du begehrt! Statt dessen habe ich dir bitteres Leid geschaffen, da ich mit deinem Sohn redete!"

Gero erhob sich. Sein Gesicht ward steinern. „Klage dich nicht an, König Otto", sagte er hart. „Nicht du trägst die Schuld, du hast das Beste gewollt. Aber mein Sohn hat seiner Ehre vergessen, als er dein Heer verließ."

„Er hatte wie ein Held gefochten in der Hunnenschlacht", wandte der König ein, doch Gero unterbrach ihn: „Suche keine Entschuldigung für ihn, denn es gibt keine. Er hatte geschworen, dir zu folgen auf diesem Kriegszuge. So band ihn der Eid, bis du ihn löstest. Aber er hat sich selbst gelöst. Auch mußte er die Not seines Volkes bedenken, das jeden Kämpfer braucht wider die Übermacht seiner Feinde. Eidbrüchig ward er und vergaß seines Volkes. Daß ich das erleben muß an meinem Blute" — er hielt inne. Seine Augen glühten, und sein Atem ging wie ein Stöhnen.

„Und Hathui?" fragte der König nach einer Weile.

„Zu ihr ist der Weg nun frei. Aber um welchen Preis! Gott der Allmächtige weiß es: lieber hätte ich ihr entsagt, als daß ich meines Sohnes Schmach erlebt hätte! Denn er war meines Lebens Hoffnung!"

Ein düsteres Schweigen folgte seinen Worten. Dann sprach Gero mit müder, klangloser Stimme: „Er hat sein Los sich selber gewählt. Sprich mir nicht weiter von ihm, ich bitte dich. Und nun entlasse mich in mein Zelt! Schlafe, König Otto, die Engel Gottes mögen dein Lager behüten. Auch ich will schlafen, wenn ich kann. Denn in den nächsten Tagen gibt es viel zu schaffen."

XIV.

Am Abend des folgenden Tages herrschte großer Jubel im Wendenlager. Mistav, der Fürst der kriegerischen Redarier, zog mit vierhundert Reitern und mehr als dreitausend Mann zu Fuß heran, um mitzukämpfen gegen den verhaßten König der Deutschen. Er hatte zwar erst zwei Jahre vorher ebendiesem Könige mit feierlichem Eide Unterwerfung gelobt, mit allen seinen Großen und seinen Söhnen die Taufe angenommen und geschworen, hinfür nicht mehr dem Gotte Radigast, sondern dem Christengotte zu dienen. Aber er hatte das nur getan aus Furcht vor Geros siegreichen Waffen, mit Haß und Groll im Herzen. Jetzt schien ihm die Gelegenheit günstig, die drückende Fessel von sich und seinem Volke abzuwerfen. Er ließ die Priester und Mönche ermorden, die im Redarierlande das Evangelium predigten, raffte in Eile ein Heer zusammen und zog aus, so schnell er vermochte. Ein anderes Heer sollte sein Sohn Usso ihm nachführen. Allerdings wäre er vorgestern um ein Haar wieder heimgekehrt, denn mit Schrecken hatte er von seinen vorausgesandten Spähern gehört, wie weit Stoinef schon zurückgegangen war. Aber andere Boten hatten ihm berichtet, der schlaue Stoinef habe den Feind, indem er ihm immer ausgewichen sei, in eine böse Falle gelockt, und so war er doch noch gekommen.

Stoinef selbst ritt ihm mit großem Gefolge wohl eine Wegstunde weit entgegen, und als die beiden einander ansichtig wurden, begrüßten sie sich mit lauten Zurufen und trieben ihre Renner zur schnellsten Gangart an. Dann drängten sie ihre Rosse dicht aneinander, umarmten und küßten sich immer und immer wieder, wie es Sitte war bei den Slawen, und nannten sich „Söhnchen" und „Väterchen". Denn Stoinefs Vater war der Blutsbruder des alten Fürsten Mistav gewesen, und die Blutsbrüderschaft pflegte zwei Männer so eng zu verbinden, als wären sie leibliche Brüder, und alle ihre Angehörigen betrachteten sich gegenseitig als Verwandte.

Im Lager angekommen, wo sie mit betäubendem Geschrei empfangen wurden, ritten die beiden Fürsten sogleich die kleine Anhöhe hinan, von der aus das Lager der Königsmannen zu überblicken war. „Siehst du die Holzhaufen da drüben?" fragte Stoinef. „Das sind Flöße, die wollen die Narren brauchen, um morgen über den Fluß zu kommen!"

Der alte Mistav lachte laut auf. „Meine Schleuderer und Bogenschützen werden helfen, sie zu hindern. Ich habe ihrer fünfzig, die treffen auf zweihundert Ellen einen Sperling auf dem Dache."

„Sie kommen niemals herüber, dazu ist der Fluß hier viel zu reißend. Kämen sie aber, so blieben sie im Sumpfe stecken, denn unter dem Riedgras da unten ist tiefes Moor. Ein Dummkopf ist der sonst so kluge Gero und sein König auch. Das klügste wäre, sie kehrten eilend um und suchten durchzubrechen. Noch könnte ihnen das gelingen, wenn sie auch viele Menschen und wohl alle Rosse dabei verlor. Aber je länger sie hier liegen, um so stärker verbauen wir ihnen den Rückweg."

„Und es gibt kein Loch in dieser Falle, durch das sie entschlüpfen könnten?"

„Eines gibt's. Aber wie sollten sie es kennen? Es führt ein Weg ein paar Meilen von hier an den Fluß hinab, wo er sich krümmt, um nach Mitternacht zu laufen. Im Sommer ist dort eine Furt, jetzt müßten sie eine Brücke bauen. Aber sie sind des Landes und seiner Wege unkundig."

„Nicht alle vielleicht," erwiderte Mistav und zog bedenklich die Stirn in Falten. „Die Sachsenkrieger sind noch nicht hierhergekommen, aber die Rugier. Mögen ihnen die Eingeweide im Leibe verbrennen! Und Verräter, Söhnchen, gibt es überall. Sie führen vielleicht Gefangene mit sich, die sie peinigen, bis sie ihnen den Weg weisen. Ich ließe die Stelle besetzen, Söhnchen! Vorsicht schadet niemals."

„Das habe ich getan", entgegnete Stoinef. Daß er nicht mehr als hundert Mann dort hingesendet hatte, verschwie er.

„Gut, gut!" lobte der Greis. „Bist du meines Vaters echter Sohn. Was tust du mit den Hunden, wenn sie dir in die Hände fallen?"

„Lebendig werden wir sie schwerlich kriegen", erwiderte Stoinef und sein Gesicht verdüsterte sich. „Kriegten wir sie aber lebendig — was fragst du noch? Ein Opferfest wie dieses hätten unsere großen Götter nie gesehen."

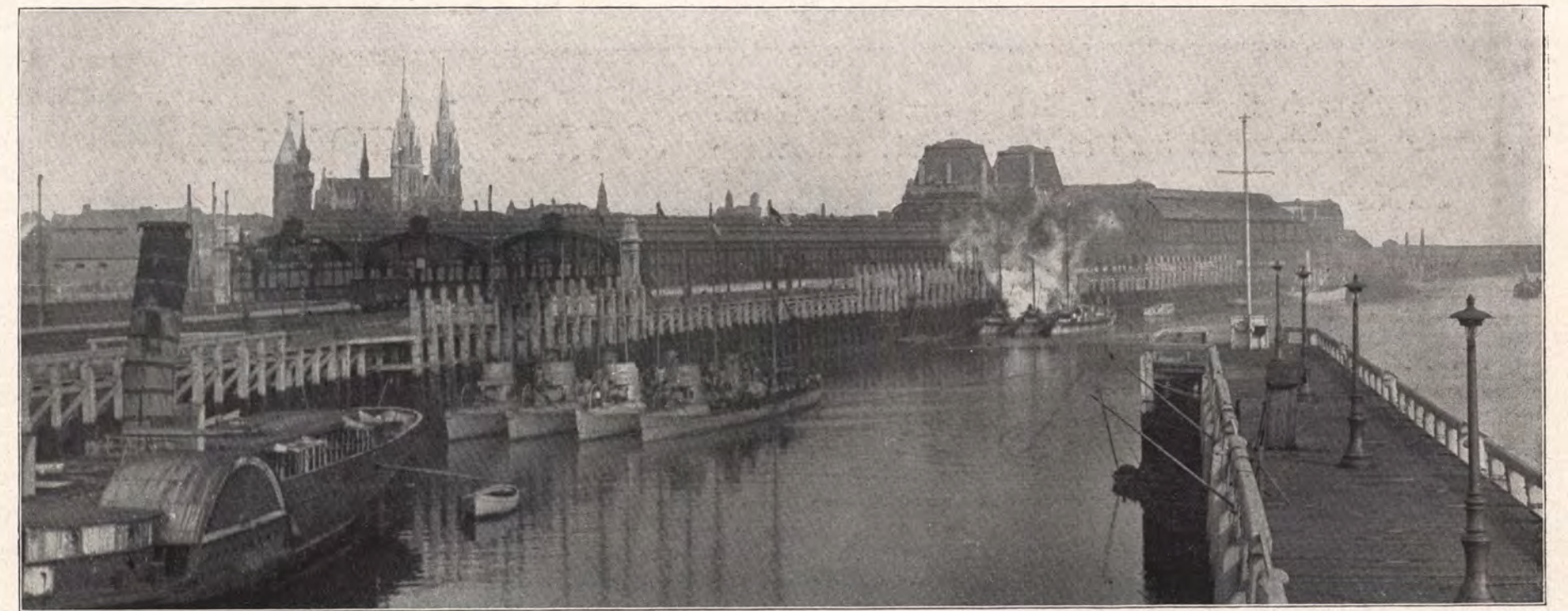
Mistav kicherte. „Nein, wahrhaftig! Ein König der Deutschen wäre ihnen etwas Neues."

In Stoinefs Antlitz zuckte es, und ein Strahl des Hasses brach aus seinen Augen. „Noch mehr frohlockte mein Herz, sähe ich Gero liegen auf dem Opfersteine. Aber ich fürchte, der alte Wolf wird auf der Kampfheide zu sterben wissen."

„Morgen oder übermorgen wirst du das sicher wissen, Söhnchen. Jetzt aber laß uns einen Trunk tun. Die Zunge klebt mir am Gaumen von dem langen Ritte."

„Du sollst nicht dürsten", lachte Stoinef. „Ich habe Met genug im Lager. Trinken wir auf den Tod und Untergang des Sachsenherzogs, der unser Herr sein will, und seines Helfers, des verfluchten Gero!"

Eine Stunde später, als die Sonne glühend rot im Rücken des Lagers versank, erscholl bis ins Königslager hinüber das Jauchzen, Singen und Schreien der slawischen Fürsten und Vornehmen, die vor dem Zelte Stoinefs sich auf dicken Wolldecken gelagert hatten. Bis weit nach Mitternacht dauerte es an, dann verstummte es allmählich, denn einer



Blick auf Ostende; im Hintergrund die Peter-Pauls-Kirche.



Die deutsche Kolonie in Westend-Dorf, die mit besonderer Vorliebe von der belgischen und englischen Artillerie beschossen wird.



Als Sprengwagen eingerichtetes Kraftautomobil in einer französischen Stadt im Betrieb.



Transport eines zerlegten Flugzeugs durch ein französisches Städtchen.



Geschützstellung an der flandrischen Küste.

Im Kriegsjommer 1916 in Flandern und Nordfrankreich.



Von den schweren Kämpfen in Wolhynien: Zurückweisung eingedrungener Russen aus dem nördlichen Teil eines österreichisch-ungarischen Schützengrabens im Quellgebiet der Itwa.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Allgemeine Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Theo Matejko.

Bei einem starken russischen Angriff war es dem Teil einer Kompanie gelungen, in einen österreichisch-ungarischen Graben einzudringen. Die Einbruchsstelle wurde sofort mit Sandfäden und spanischen Reitern verstopft und die Barricade mit Handgranaten verteidigt. Die vielfachen Versuche der Russen, aus dem Graben herauszukommen und durch einen Angriff von rückwärts die Verteidiger zur Übergabe zu zwingen, wurden jedesmal durch flatterndes Maschinengewehrfeuer niedergehalten. Keiner der Eindringlinge kehrte in die russischen Gräben zurück. (Der obere Teil des Grabens steht gerade im Feuer der österreichisch-ungarischen Artillerie, links im Hintergrund Beschießung russischer Reserven durch Schrapnellfeuer, ganz rechts das von unseren Verbündeten bisher pietätvoll gesparte russische Kloster Nowo-Poczajew.)

Bon den schweren Kämpfen in Strohgründen: Mählenangriff der Slawen, der in der Gegend der österrösch-ungarischen Stilleite zusammenbricht.
 Nach einer Skizze von Strohgründen: Mählenangriff der Slawen, der in der Gegend der österrösch-ungarischen Stilleite zusammenbricht.
 Der kleine pfeife Berg im Hintergrund ist die Gora Gora. Schiefer liegt die rührende Stadt Strohgründen. Am Fuß der Berge fließt die Strohgründen.



nach dem andern verlor den Gebrauch seiner Zunge. Mistav und Stoinef hielten das Zehen am längsten aus, aber endlich waren auch sie so weit, daß sie von den Dienern in ihre Zelte getragen werden mußten. Dort schliefen sie in schwerem Metrausche, bis die ersten Strahlen der Sonne aus dem lichten Morgengewölk brachen, und sie hätten wohl in den Armen der Schlafgöttin bis zum Mittag geruht, wenn ihre Ruhe nicht unsanft gestört worden wäre.

Einige Reiter kamen ins Lager gesprengt, bedeckt mit Staub und dem Schaum der gehetzten Tiere. Ihrer Rosse Gestampf weckte den Fürsten Nako, so daß er aus seinem Zelte herausstürzte. Was sie ihm zuriefen, machte ihn mit einem Male nüchtern. Notdürftig bekleidet, sprang er hinüber zu dem Zelte, in dem Stoinef laut schnarchend schlummerte.

Der Wendenfürst träumte eben, er sähe Gero gefesselt und aus mehreren Wunden blutend auf dem Erdboden liegen, und er selbst zöge sein Schwert, um dem Verhassten die Gurgel zu durchstoßen. Triumphierend schwang er es hoch in die Luft. Da hielt ihn plötzlich eine Hand mit eisernem Griffe fest, und eine furchtbare Stimme schrie ihm ins Ohr: „Wache auf! Die Sachsen sind über den Fluß gekommen!“

Er öffnete die Augen und stierte blöde umher. Da rief Nako zum zweiten Male: „Wache auf! Die Sachsen sind über den Fluß!“

Jetzt fuhr er empor und stand mit einem Satze auf den Füßen. „Bist du verrückt? Hier kommt niemand herüber!“

„Hier nicht!“ rief Nako. „Aber in der Nacht sind ihre Reiter nach der Krümme geritten und haben alle Flöße mitgenommen, die gestern noch dort drüben lagen. Und jetzt bricht ihr ganzes Heer auf und zieht ihnen nach. Und sie haben den kürzeren Weg, denn wir müssen erst um die Sümpfe herum. Sie sind herüber, ehe wir ankommen, ihnen den Übergang zu wehren. Was sollen wir tun? Was sollen wir tun?“

Stoinef hatte sich während Nakos schneller, angstvoller Rede in fieberhafter Eile gewappnet. Jetzt blickte er ihm mit einem bösen Funkeln in den Augen ins Gesicht. „Fragst du noch, Dummkopf? Eilen wollen wir uns, daß wir nicht zu spät kommen! Laß die Hörner blasen! Auf! Spute dich! Wir sind zwei oder drei gegen einen. Wir ziehen ihnen entgegen!“

„Denkst du, den König zu besiegen und Gero und die Männer, die in Eisen gekleidet sind? Laß befehlen, daß wir uns zurückziehen!“

Stoinef warf ihm einen furchtbaren Blick zu. „Ich befehle! Nicht du! Gehorche!“ zischte er.

Nako neigte sich unterwürfig und glitt aus dem Zelte. Kurz darauf erklang ein wüstes Dröhnen über das Wendenlager hin, immer wieder von neuem einsetzend, zum Aufstehen, zur Eile mahnend.

Noch währte das heulende Klingen, da trat Stoinef gewaffnet aus seinem Zelte hervor. Diener führten sein Roß herbei, und seitwärts lagen auf den Knien die Reiter, welche die schlimme Kunde gebracht hatten.

Ein lohender Zornesblick des Gebieters fuhr über die gebeugten Häupter hin, und mit grimmersticker Stimme fuhr er den Vordersten an: „Was? Auch du geflohen, Gajaha, alter Hund? Hatte ich dir nicht befohlen, den Übergang zu halten?“

„Es waren ihrer zu viele, Herr!“ stammelte der Greis. „Sie kamen in der Nacht, als wir schliefen.“

Stoinef stieß ein kurzes Hohngelächter aus. „Ihr schließt? Wächter sollt ihr sein und schlief! Da nimm den Lohn, Hund!“ Seine blitzende Klinge pfiff durch die Luft, und das Haupt des Knienden rollte über das dürre Gras hin.

„So stirbt jeder, der heute flieht!“ schrie Stoinef und schwang sich auf sein Roß. Dann teilte er nach allen Seiten Anordnungen und Befehle aus, brüllte und tobte und bedrohte jeden mit dem Tode, der sich säumig zeigte. Aber es verging doch über eine halbe Stunde, ehe das Wendenheer sich in Bewegung setzen konnte.

Der Marsch war weit. Um einen ungeheuren Sumpf herum mußten die Scharen geführt werden, und bald brannte die Sonne heiß vom Himmel hernieder. Dann wand sich der Zug wieder durch Sümpfe dahin, bis er endlich auf einer weiten Grasfläche vorwärtsdringen konnte.

„Werden wir geschlagen, so dürften wenige entrinnen“, sagte Nako zu Mistav, dem Alten. „Wollt ihr nicht Stoinef mahnen, daß er den Rückzug befiehlt? Noch ist es Zeit! Mir schwant Übles! Seht ihr nicht die Schwärme von Aasvögeln, die uns begleiten?“

„Wir werden sie mit dem Fleische der Deutschen füttern!“ gab der Greis mit grimmigem Lachen zur Antwort. „Stoinef hat recht. Wir sind fast dreimal mehr als sie, und wahrscheinlich sind sie noch gar nicht über den Fluß herüber.“

Aber während er noch redete, sprengten schon die ausgesandten Späher heran und schrien: „Sie sind herüber und rücken an! Nur wenige sind noch drüben.“

Da ließ Stoinef das Heer haltmachen und ordnete es zur Schlacht. In die Mitte stellte er die Reiterei, auf die beiden Flügel das Fußvolk. Unabsehbar lang deuchten ihn die Reihen seiner Krieger, und als nun das Königsheer langsam heranzog, sah er, daß die Reihen der Deutschen von den seinen links und rechts weit überragt wurden.

„Wir gehen im Halbkreise vor und schließen sie von drei Seiten ein!“ schrie er dem Fürsten Mistav zu und erteilte die entsprechenden Befehle.

König Ottos Heer kam langsam näher heran und machte dann gleichfalls halt. Schweigend standen sich die beiden Heere eine Weile gegenüber; es war, als zauderten sie, das Morden zu beginnen.

Stoinef war auf eine kleine Anhöhe geritten, die hinter seinen Linien lag, und von der aus er das ganze weite Feld in der Runde überblicken konnte. Als er erkannte, wie klein das Heer der Feinde erschien, an der Zahl seiner Streiter gemessen, da schwoll ihm das Herz in der Gewißheit des Sieges, und er befahl, durch Trompetenstöße das Zeichen zum Angriff zu geben.

Die drüben schienen nur darauf gewartet zu haben, denn als die wendischen Heerhörner zu blasen anhuben, blitzte in ihren Reihen ein blankes Schwert empor, und eine mächtige Stimme rief: „Drauf! Hie Gott und Sankt Michael!“ Und wieder und wieder erbrauste es: „Hie Gott und Sankt Michael!“

Beide Heere rückten zugleich vor. Die Reiter der Slawen preschten auf ihren flinken Pferden gegen die deutschen Reiter heran und überschütteten sie mit einem Hagel von Pfeilen und Schleudersteinen. Aber zu seinem Schrecken sah Stoinef von seinem Hügel aus, daß diese Hauptwaffe seines Volkes versagte. Die Pfeile prallten ab von den Panzern der Männer und Rosse, nur wenige sanken aus den Sätteln; wie eine unaufhaltsame, in der Sonne gleißende Meereswelle flutete die geharnischte Reitermasse vorwärts. Lähmendes Entsetzen erfaßte den Wendenfürsten, als sie nun auftraf auf seine wenig gepanzerten, leichten Reiter-scharen, und ein gellender Schrei entfuhr ihm, als er sah, wie seine Leute auseinanderstoben, wie Spreu vor dem heranbrausenden Sturm, oder niedergeritten wurden, wie die Halme des Erntefeldes. In wenigen Minuten war der deutsche Sieg in der Mitte der Schlachtordnung entschieden, die Wenden rissen ihre Rosse herum und jagten in wilder, kopflöser Flucht davon, gerade auf die Anhöhe zu, auf der ihr oberster Führer hielt.

Als die andern das sahen, die auf den beiden Flügeln standen, ergriff sie ein furchtbarer Schrecken. Sie warteten das Herannahen des deutschen Fußvolkes nicht erst ab, sondern wandten sich zur Flucht, und so war der Sieg des Königs entschieden, ohne daß es zu einem wirklichen Kampfe gekommen war.

Vergebens warf sich Stoinef den Fliehenden entgegen, vergebens hieb er auf sie ein. Die schreiende, drängende Masse riß ihn mit sich fort, wie der Pfahl fortgerissen wird, der sich dem Eisgange eines Stromes entgegenstellen will.

Mit lautem Siegesgeschrei wogte das deutsche Heer hinter den Wenden her. Jeder, der den Mannen des Königs in die Hände fiel, wurde niedergestoßen, keiner verschont. Tausende gerieten auf der Flucht in die Sümpfe und fanden dort einen elenden Tod.

Ein weites Leichenfeld überblickte des Königs Auge, als er auf dem Hügel hielt, auf dem Stoinef vorher gestanden hatte. Ihm graute, als er von allen Seiten das Ächzen der Sterbenden vernahm und die gräßlichen Schreie der im Sumpf versinkenden Menschen und Rosse sein Ohr trafen.

„Könnten wir nicht ein Zeichen geben, daß die Unsere absteigen von weiterem Gemetzel?“ fragte er Gero, der neben ihm hielt. „Die Heiligen lieben den Mann, der Barmherzigkeit übt.“

„Das widerrate ich dir, König Otto“, entgegnete Gero hart. „Wenn wir wieder daheim sind, wollen wir der Heiligen gedenken und ihre Gunst erringen durch Gebet und Spenden. Jetzt laßt uns den Sieg nutzen, den uns Gott der Höchste wie durch ein Wunder gegeben hat! Wenn wir das Heer der Wendenhunde vernichten, so ist der Krieg zu Ende, und solange du lebst, König, bist du ihr Herr, und Kirchen und Klöster werden sich in diesem Lande erheben und die Tempel der Götzen werden in den Staub sinken. Aus der Blutsaat keimt dann Leben empor. — Aber sieh! Was sammeln sich dort die Rugier zuhauf, anstatt den Feind zu verfolgen? Sollte einer ihrer Großen gefallen sein?“

„Wir reiten hinüber!“ gebot der König und setzte sein Roß in Bewegung. Gero folgte ihm. Schon auf halbem Wege kam ihnen der jüngere der beiden Rugierfürsten entgegen und erhob wehklagend die Hände. „Unheil! Großes Unheil!“ rief er in gebrochenem Deutsch zu Ehren des Königs.

„Ist Euer Oheim gefallen?“ fragte Gero rasch. „Nein, Herr!“ entgegnete der Slawe und fuhr dann in seiner Sprache fort: „Vor einer Woche stieß Euer Sohn zu uns mit wenigen Reitern. Er wollte nicht, daß ihr ihn erkennen solltet und nicht der Herr König. Gestern ist er mit uns ins Lager gekommen, heute trifft ihn ein Pfeil. Er verlangt nach Euch.“

„Was sagt er?“ fragte der König, aber er erhielt keine Antwort. Gero hatte seinem Rosse die Sporen in die Flanken gedrückt und raste wie von Sinnen auf die Männer zu, die sich um den am Boden Liegenden bemühten.

Siegfried hielt die Augen geschlossen, und sein Antlitz war totenbleich. Es schien, als wäre er bereits gestorben. In der rechten Seite der Brust steckte noch der Pfeil, der ihn niedergestreckt hatte.

Gero sprang vom Pferde und sank neben ihm auf die Knie. Kein Laut kam aus seinem Munde, er schien wie vor Schrecken erstarrt. Auch die Umstehenden verharrten in tiefem Schweigen.

Die Aufhebung der Londoner Deklaration durch England.

Von Geh. Justizrat Professor Dr. Josef Köhler, Berlin.

Die Londoner Deklaration vom Jahre 1909 wird beinahe allgemein als eine große Errungenschaft des Völkerrechts betrachtet, welche auch, solange sie noch nicht ratifiziert ist, eine wichtige Bedeutung hat; denn sie bietet geäußerte Grundzüge über das Seeverkehrsrecht und hat eine Reihe von Fragen, die in ständigem Wirbel hin und her gewälzt wurden, zu einem gewissen Abschluß gebracht.

Die Deklaration umfaßt eine Reihe verschiedenartiger Bestimmungen über das Seefriegsrecht, wobei sie von der Pariser Deklaration von 1856 ausgeht. Letztere gilt seit Jahren allgemein als die feste Basis für die seeverkehrsrechtliche Entwicklung; sie enthält namentlich die Bestimmung, daß die Blockade eine effektive sein muß, so daß den weiteren Seegang, daß feindliche Waren auf neutralen Schiffen und neutrale Waren auf feindlichen Schiffen von der präsumptiven Konfiskation frei sein sollen, so daß nur eigentlich feindliche Waren auf feindlichen Schiffen beschlagnahmt und weggenommen werden dürfen. Allerdings

eingegriffen. Dies namentlich auch in folgendem Sinn. Es ist ein Prinzip unseres Rechtes, daß der Krieg nicht gegen die Bevölkerung, sondern nur gegen Staat und Heer geführt wird. Wenn nun vor allem Nahrungsmittel unbeschränkt als Bannware erklärt werden, so kann dies zur Folge haben, daß einer ganzen Bevölkerung die Lebensmittel abgeschnitten werden, und dies wollte England bewirken, indem es einen Hungerkrieg gegen die Zentralmächte versuchte: eine grobe Völkerrechtsverletzung; wenn das Getreide nicht für das Heer, sondern für die Bevölkerung bestimmt ist, so darf es nun und nimmer als Bannware erklärt werden.

Hier suchte die Londoner Konferenz eine feste Basis zu schaffen, und zwar vollständig auf Grund der oben bezeichneten Prinzipien. Man unterschied zwischen absoluter und relativer Bannware und erklärte, daß die zur ersten Kategorie gehörigen Waren, also z. B. Waffen, Munition, stets als Förderungsmittel des Krieges zu gelten

diese Londoner Konferenz gebunden sei. Denn immer mehr hat sich der englische Krieg als ein Krieg gegen die Bevölkerung herausgestellt: die feindliche Bevölkerung durch Hunger und durch feindliche Bedrückungsmittel niedergedrückt und auf solche Weise den Staat zum Frieden zu zwingen, das ist mehr und mehr Englands Absicht geworden, nachdem es erkannt hat, daß der Krieg der Entente durch militärische Mittel überhaupt nicht gewonnen werden könne.

Ein zweites Mittel, durch die Seemacht in den Krieg einzuwirken, ist von alters her die Blockade gewesen. Der Gedanke der Blockade ist: es soll um einen Teil der Küste des feindlichen Landes ein Ring geschlossen werden, und in diesem Ring soll der blutierende Staat sich wie ein Herr und Herrscher verhalten können; er soll also insbesondere hindern, daß Schiffe ein- und auslaufen. Die Blockade hat vor den anderen Maßregeln den Vorzug, daß sie nicht nur gegen die feindliche, sondern



Aus der Zeit des deutschen Vormarsches im Osten: Hufaren rasten vor einer Windmühle in Russisch-Polen.

Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsmaler Josef Correggio.

zeigt sie bedeutende Lücken, vor allem was das Gebiet der Konterbande betrifft, die man gegenwärtig Bannware zu nennen pflegt. Bannware ist eine Ware, welche den kriegerischen Operationen des Feindes dienen soll, und welche darum eine besondere Behandlung finden muß, ohne Rücksicht darauf, ob sie vom feindlichen oder vom neutralen Handel herrührt; denn es ist jedem kriegsführenden Staat erlaubt, sich dagegen zu wehren, daß dem Gegner derartige Unterstützungsmittel zuteil werden: er kann folches Tun möglichst verhindern, er kann es aber auch als eine Verletzung seiner kriegerischen Rechtsstellung erklären, weshalb er die Bannware und auch das Schiff konfiszieren kann, letzteres vorausgesetzt, daß die Bannware einen beträchtlichen Teil (mehr als die Hälfte) der Schiffsladung ausmacht.

Was aber Bannware ist, das ist seit dem achtzehnten Jahrhundert ganz außerordentlich bestritten gewesen. Namentlich gehören dazu Waffen und alles, was zur Bewaffnung dient; aber das feindliche Heer kann auch unterstützt werden durch Lebensmittel, durch Eisenbahnmaterial, Feuerwerksmaterial, Fernrohre usw. Die Liste der Bannwaren wurde vielfach ganz außerordentlich erweitert, und zwar pfliegten bei Beginn oder während des Krieges die einzelnen Staaten noch eine ganze Reihe weiterer Artikel als Bannwaren zu bezeichnen. Denn was kann nicht alles zur Unterstützung der feindlichen Operationen dienen? Auf diese Weise ist eine Unsicherheit in den Verfehr gekommen, und die Staaten haben nicht selten durch außerordentliche Vernehrung der Bannwarelisten sehr stark

haben, sobald sie für das feindliche Gebiet bestimmt sind, ohne Rücksicht auf alles weitere. Dagegen für die unter der Kategorie der relativen Bannware aufgeführten Waren sollten schärfere Voraussetzungen gelten: sie sollten nur dann Bannwaren sein, wenn sie bestimmt sind, an die Streitmacht des Feindes zu gelangen oder an solche Stellen, von denen aus eine Verwendung für das Heer zu erwarten steht. Daher hat die Konferenz ausgesprochen, daß solche Waren, welche für Kriegszwecke überhaupt unverwendbar sind, niemals zu Bannwaren werden können, und zur Sicherung wurde eine sogenannte Freiliste aufgestellt, d. h. eine Liste von Waren, welche überhaupt nicht als Konterbande erklärt werden dürfen, wozu namentlich Rohbaumwolle, Rohwolle, Jute, Kaustschuk, ölhaltige Flüssigkeiten usw. gehören. Alles ist von dem Gedanken getragen, daß durch die Behandlung einer Ware als Bannware nur Staat und Heer, nicht auch die Bevölkerung getroffen werden soll.

Alle diese Bestimmungen waren England seit Beginn des Krieges höchst wenig genehm. England hat von jeher den barbarischen Grundsatze beibehalten, daß der Krieg nicht nur gegen den Staat, sondern auch gegen die Bevölkerung geführt werden soll, und es als erlaubt Kriegsziel erklärt, auch die Bevölkerung auszuhebeln und ihr die Unterhaltsmittel zu entziehen. Darum hat es schon bei Beginn des Krieges ausgesprochen, daß es sich der Londoner Konferenz nur mit bedeutenden Beschränkungen anschließen wolle, und nunmehr hat es jede Wüste fortgeworfen und bestimmt, daß es überhaupt nicht mehr an

auch gegen die neutrale Schifffahrt gerichtet ist, so daß auch dieser der Verfehr mit der Küste verboten werden kann; denn der Herr der Küste ist der Herr dessen, was ein- und auslaufen soll. Auf diese Weise können die feindlichen Operationen sehr stark beeinträchtigt, Zufuhren an das Heer verhindert und ihm insbesondere Waffen und Munition abgeschnitten werden. Auch braucht man hier durchaus nicht zwischen Bannware und Nicht-Bannware zu unterscheiden: jedes Schiff ist ein- und ausfahrt verboten. Ein zuwanderndes Schiff heißt Blockadebruch, und ein zuwanderndes Schiff wird zur Strafe konfiszirt, ebenso auch die Ware, wenn nicht guter Glaube zugunsten des Abenders spricht.

Dieser Gedanke der Blockade ist vielfach ins Ungeheuerliche verfehrt worden. Wie man durch Erweiterung der Bannwareliste schließlich jeden neutralen Verfehr nach dem feindlichen Lande abschneiden wollte, so auch durch Blockierung. Nun hat die richtige Blockierung begrifflich ihre nahen Grenzen, denn sie setzt voraus, daß der blockierende Staat eine faktische Herrschermacht über die Küste ausübt; man verlangt darum, und dies wurde schon in der Pariser Deklaration von 1856 ausgesprochen, daß die Blockade eine effektive sein müsse: der blockierende Staat muß den blockierten Teil der Küste so scharf besetzen, daß ein Ein- und Auslaufen von Schiffen unter regelmäßigen Umständen verhindert werden kann. Dieser Begriff der Blockade ist aber außerordentlich verzerrt worden. Manche Staaten, vor allem England, haben einfach ganze Küstengebiete blockiert, ohne sie mit Kriegsschiffen zu besetzen,

Nun kam der König heran und erblich, als er sah, was geschehen war. „Was ist das? Wie kommt der hierher?“ fragte er tief erschrocken, aber niemand gab ihm Antwort.

„Ruft Sintram!“ sagte er nach einer Weile. „Der Pfeil muß aus der Wunde gezogen werden, vielleicht ist noch Leben in ihm, und er braucht nicht zu sterben.“

Da wich die Erstarrung von Gero. Er wandte sich um und sah dem König mit einem Blicke voller Todesqual ins Antlitz.

„Das tue ich selber. Laß den Mönch!“ sagte er mit heiserer Stimme. Dann zog er das Messer aus der Scheide und begann das Lederwams seines Sohnes aufzuschneiden. „Helft mir, ihn auszuziehen!“ gebot er den Rügern.

Als Siegfried mit entblößtem Oberkörper dalag, beugte er sich über ihn und machte mit zitternder Hand das Zeichen des Kreuzes. Darauf riß er mit einem kurzen Ruck den Pfeil aus der Wunde.

Ein Blutbächlein sickerte aus ihr hervor, aber Gero preßte sie fest zusammen und hemmte den Fluß des Blutes.

„Ein Tuch!“ schrie er.

„Dort drüben kommt Sintram! Der wird ihn verbinden!“ rief der König laut und winkte dem heilkundigen Mönche hastig zu. Sintram sah es, raffte seine Kutte auf und kam in großen Sprüngen näher.

Aber ehe er heran war, schlug der Liegende mit einem leisen Stöhnen die Augen auf. Er schaute mit irren Blicken um sich, dann wurden seine Augen klar, und er erkannte seinen Vater. Um seine Lippen zuckte ein schmerzliches Lächeln, und er versuchte zu sprechen. Erst war nur ein Lispeln vernehmbar, dann gelang es den zitternden Lippen, Worte zu formen, und leise drang es an Geros Ohr: „Hathui — ich lasse dir Hathui, Vater. Ich sterbe!“

„Nein!“ schrie Gero. „Du sollst leben! Und wenn du lebst“ — er reckte die Schwurhand hoch empor — „so soll sie dir gehören! Das schwöre ich dir! Und brähe ich den Eid, so soll mir der Allmächtige den Sitz weigern in seiner Himmelshalle!“

Der Todwunde hörte den Schwur nicht mehr, denn er war zurückgesunken, und eine neue tiefe Ohnmacht hielt seine Sinne umfangen.

XV.

Zu Quedlinburg unter dem Strien lag der Königshof, den die Königin Mathildis seit dem Tode ihres Gemahls bewohnte. Die Mauern der Stadt umschlossen ihn nicht mit, aber ein tiefer Graben und ein hoher Wall umzogen ihn von allen Seiten, und mehrere viereckige Türme, nicht hoch, aber breit und stark, machten ihn wehrhaft. Hier hatte der verstorbene König oft geweilt, auf den Waldwiesen in der Nähe hatte er dem Vogelfange obgelegen, von hier aus war er häufig hinübergezogen nach den dunkelgrünen Harzwäldern, den gewaltigen Wisent oder den flüchtigen Hirsch zu erjagen. Sein Lieblingsort war Quedlinburg gewesen, und deshalb ruhte auch sein Leib auf dem hohen Felsen in der prächtigen Kirche, die er dem heiligen Petrus zu Ehren gegründet hatte. Seine Witwe vermochte nicht sich zu trennen von den sterblichen Resten des heißgeliebten Gemahls, hörte auch nicht auf, ihn zu betrauern, obwohl viele Jahre sich aneinandergereiht hatten, seitdem Herr Heinrich zu Memleben eines jähen Todes verblieben war. Jeden Morgen schritt sie den steilen Weg hinauf, um an seinem Grabe für das Heil seiner Seele zu beten. Oft verbrachte sie eine Stunde oder noch längere Zeit in der kleinen Kapelle, die sie unweit von seiner Ruhestätte hatte erbauen lassen. Auch als die Last der Jahre sie zu drücken begann, gab sie den gewohnten Weg nicht auf, konnte sich aber auch nicht entschließen, ganz auf den Berg hinauf zu ziehen, denn die Gemächer des Königshofes im Tale umschlossen die seligsten Erinnerungen ihres Lebens. Hier hatte sie an der Brust des teuren Gemahls gelegen, hier hatten ihre Kinder sie umspielt, als sie noch klein waren, die Kinder, die das Leben weit von ihr hinweggeführt hatte.

Zweier von ihnen gedachte sie heute mit besonderer Sorge, als sie, von mehreren ihrer Frauen gefolgt, nach ihrer Morgenandacht den Berg wieder herabschritt. Von ihrem Liebessohne, dem Bayernherzog Heinrich, war trübe Kunde gekommen, er lag schwer krank in Regensburg, und ihr Sohn König Otto war mit einem starken Heere ins Land der Wenden gezogen, und seit zwei Wochen fast fehlte jede bestimmte Nachricht über sein und seiner Mannen Geschick. Nur das düstere Gerücht hatte sich verbreitet, es hätten mehrere seiner vornehmsten Diener den Tod gefunden.

So war das Herz der hohen Frau bedrückt, als sie über die Brücke in den Hof eintrat, aber ihre Mienen erhellten sich bei dem Anblicke, der sich ihr darbot. Ein ganzes Heer von Armen und Elenden, Lahmen,

Krüppeln und Siechen wartete ihrer vor der Tür des Hauses und umdrängte sie flehend, als sie näher kam. Sie war dieses Anblickes gewohnt, aber er erfreute sie immer wieder. Denn das Almosengeben war ihr eine Lust, und sie pflegte zu sagen, sie müsse diesen Armen von ganzem Herzen dankbar sein, da sie ihr Gelegenheit gäben, ein gutes und Gott wohlgefälliges Werk zu tun. Einen großen Teil der Einkünfte ihres reichen Wittums verwendete sie auf solche Spenden.

Auch heute ließ sie sich von ihrer treuen Dienerin Richburg, die aus dem Hause herausgetreten war, einen Beutel reichen und legte kupferne und silberne Münzen in die ausgestreckten Hände, hatte auch für jeden ein teilnehmendes Wort, erkundigte sich bei dem oder jenem besonders nach seinem Leiden, versprach mehreren Hilfe und weitere Unterstützung und schritt dann ins Haus hinein, während das Dankeschrei der Beschenkten und Getrösteten hinter ihr dröckte.

Auf der Diele harnte ihrer ein Mönch, der sich bei ihrem Eintreten tief verneigte. Er war am gestrigen Abend mit noch einem frommen Bruder aus Corvey in Westfalen angekommen, hatte im Wipertikloster genächtigt und wollte nun in der Morgenfrühe der Königin seine Aufwartung machen. In der Hand hielt er einen Gegenstand, der in ein kleines weißes Linnentuch gehüllt war.

Mathildis sah zunächst einigermaßen erstaunt auf das breite Haupt hernieder, dessen große, wie geglättete Elfenbein glänzende Tonsur von einem borstenartig emporstehenden Kranze rötlicher Haare umsäumt ward. Aber als er sich aufrichtete, erkannte sie ihn und reichte ihm sogar die Hand zum Gruße.

„Ah,“ sagte sie, „Widukind, die gelehrte Zierde des Klosters zu Corvey. Ich erinnere mich Euer gar wohl. Seid Ihr von Eurem Abte zu mir gesandt?“

„Der Herr Abt Gerbern entbietet durch meinen unwürdigen Mund der erlauchten Frau Königin, die durch Tugend und Weisheit über alle Frauen diesseits und jenseits der Alpen hervorragt, seinen demütigen Gruß und wagt es, ihr ein Geschenk zu übersenden.“

„Kommt mit mir!“ sagte die Königin. Sie schritt durch eine Tür, die ihre Dienerin vor ihr öffnete, und winkte dem Mönche, ihr zu folgen. In ihrem Frauengemache ließ sie sich auf einem erhöhten Sitze in der einen Nische des Fensters nieder. Ihre Frauen standen vor ihr, und auch den Mönch forderte sie nicht zum Sitzen auf, obwohl er edlem Geschlechte entsprossen war. Denn Frau Mathildis führte zwar das Leben einer Heiligen und war der Welt abgestorben, aber auf ihre königliche Würde hielt sie sehr, trug auch keineswegs das Gewand einer Himmelsbraut, sondern ein scharlachfarbenes Kleid, und in den schneeweißen Haaren glänzte über dem Witwenschleier das goldene Diadem, das sie getragen hatte von dem Tage an, da ihr Gemahl von den deutschen Stämmen zum König erkürt worden war.

„Nun gebt her, was mir Euer Herr Abt sendet“, sagte sie gnädig.

Der Mönch wickelte aus dem Tuche ein dünnes, aber kostbar eingebundenes Buch und begann: „Ihr wisset, gnädige Frau Königin, daß Euer Sohn, der ruhmwürdige Herr König Otto, durch die Fürbitte des heiligen Veit einst von schwerer Krankheit befreit wurde. Eure Huld hat deshalb unser Kloster so reich begabt, daß ewige Dankbarkeit unser aller Herzen erfüllt. Deshalb hat mich der Herr Abt beauftragt, ein Leben des heiligen Veit in unserer Sprache aufzuschreiben, damit Ihr, die Ihr des Lesens kundig seid, daraus Trost und Erbauung schöpfen möget.“

Die Königin streckte rasch die Hand aus und erwiderte erfreut: „Das ist ein guter Gedanke, und ich sage dem Abte und Euch dafür meinen Dank. Es mag mir und meinen Frauen wohl an den langen Abenden des Winters die Zeit kürzen, und was wäre uns sündigen Menschen nützlicher zu lesen, als die Beschreibung des Lebens solcher Leute, die Sieger geworden sind über die Sünde! — Hat Euer Abt einen Wunsch, zu dessen Erfüllung ich ihm verhelfen soll?“

„Der Herr Abt hat mir nichts aufgetragen.“

„Nicht?“ fragte die Königin verwundert. Sie war es nicht gewohnt, Spenden zu empfangen, ohne zugleich eine Bitte zu hören. „Und Ihr selbst? Habt Ihr kein Anliegen an mich?“

Die Augen des Mönches glänzten. „Wenn es nicht zu unbescheiden wäre,“ erwiderte er, „so würde ich der Frau Königin wohl eine Bitte vortragen.“

„So sprecht! Wenn ich sie erfüllen kann, werde ichs tun.“

Widukinds Augen glänzten noch heller. „Ich danke der Frau Königin für Ihre Gnade. Sie haben da drüben in Sankt Wiperti Kloster eine Handschrift des alten Römers Sallustius, aber Abt Widdo ist taub, wenn man von ihr redet. Er hat sie mir noch nicht gezeigt, ich aber möchte sie abschreiben. Wenn die Frau Königin dem Herrn Abte ein Wort deswegen sagte, so würde er gewiß willig werden.“

(Fortsetzung folgt.)

zu dem Zwecke, um sich die Möglichkeit zu schaffen, alle Schiffe, die ein- und ausfahren wollen, feindliche wie neutrale, einfach aufbringen zu dürfen. So hat England feinerzeit in den Napoleonischen Kriegen die ganze französische Küste blockiert, und Napoleon hat mit einer Blockade von ganz England geantwortet. Das ist die berühmte Papierblockade, welche den Seefahrern die Möglichkeit bieten soll, den neutralen Handel beliebig zu bedrängen, ja den ganzen neutralen Verkehr zu vernichten.

Dies war noch nicht genug, sondern man hat sowohl bei der Bannware als auch bei der Blockade den Begriff der einheitlichen Reise aufgestellt und hat erklärt: wenn die Ware auf Umwegen an den blockierten Hafen gelangen soll, so ist die ganze Fahrt nichts anderes als ein Blockadebruch, und das Schiff kann, auch wenn es nach einem neutralen Hafen fährt, einfach aufgebrochen und konfisziert werden, weil man die Absicht unterstellt, daß seine Waren den blockierten Hafen erreichen sollen. Noch weiter. Man hat erklärt, daß, wenn ein Schiff glücklich durch die Blockade hindurchgekommen ist, es immer noch verfolgt werden kann, bis es wieder an seinen ursprünglichen Bestimmungsort zurückgelangt ist, indem auch hier die ganze Reise als eine Einheit gelten solle. Ja, man ist sogar so weit gegangen, zu erklären, daß ein Schiff, welches unrichtige Schiffsapostrophe vorwies und sich dadurch der Beschlagnahme entzog, jeder Zeit gefaßt werden könne und sich nicht damit ausbreiten dürfe, daß die Reise beendet sei. In welchen ungeheuren Mißverständnissen dies führt, ist ersichtlich. Es ist klar, wie schwierig es ist, Absicht und Nichtabsicht zu unterscheiden, es ist klar, welche maßlose Willkür hier einreißt, und vor allem wie ernstlich der ganze Seeverkehr hierdurch bedrängt wird. Darum hat auch die Londoner Konferenz in Bezug auf die Blockade die ganze Theorie von der einheitlichen Reise verworfen und ausdrücklich erklärt, daß ein Schiff, welches der Blockade entkommen ist, nur dann gefaßt werden kann, wenn es durch ein blockierendes Schiff verfolgt wurde und die Verfolgung nicht aufgegeben worden ist.

Dieser Begriff der einheitlichen Reise ist von den englisch-amerikanischen Gerichten auch auf die Bannwaren ausgedehnt worden. Man sagte: ein Schiff kann wegen Bannware gefaßt werden, nicht nur dann, wenn es solche nach feindlichen Gebieten steuert, sondern, auch wenn seine Bestimmung ein neutraler Hafen ist, sofern nur angenommen werden kann, daß die Ware auf einem Umwege kommen soll. Dies führt natürlich zu einer völligen Zerstörung des neutralen Handels, und der Unschlingensgedanke nimmt hier groteske Formen an. Was immer ein neutrales Schiff von einem neutralen Hafen an einen anderen neutralen Hafen bringt, kann als Bannware erklärt werden, und wenn das Schiff die Absicht leugnet oder wenn die Bestimmung der Ware noch unsicher ist, so können trotzdem Ware und Schiff beschlagnahmt werden;



Laibacher Ordensschwester in einem Etappenlazarett bei Görz.

ja man unterwirft den neutralen Staat einer demütigenden Kontrolle, und wenn er nicht haareisen nachweist, daß die Ware nur zum eigenen Bedarf angeschafft worden ist, so wird die feindliche Bestimmung angenommen.

Welch unerhörte Drangsalierung des neutralen Verkehrs hiermit eröffnet wird, fällt in die Augen. Die Londoner Konferenz wollte darum einen Unterschied machen und erklärte die Lehre von der einheitlichen Reise nur anwendbar für absolute Bannware, deren Bestimmung für den Krieg ja

schon durch ihre besondere Eigenschaft gekennzeichnet wird, nicht aber für relative Bannware, namentlich nicht für Lebensmittel. Alle diese Bestrebungen nun will England zunichte machen, den ganzen neutralen Verkehr unter seine Kontrolle bringen, jedem Neutralen vorschreiben, wie viel Ware er einführen darf. Seine Ausfuhr will es beaufsichtigen, eine Spionage unerträglichster Art will es ihm ins Land setzen; und was noch die größte Schandtat ist: diejenigen neutralen Häfen, welche überhaupt mit Deutschland Verkehr treiben, sollen als Feinde behandelt, auf die schwarze Liste gesetzt, von allem Verkehr abgeschlossen werden! Man will ihnen keine Kohlen mehr liefern, ja schließlich ihr Hab und Gut ebenso beschlagnahmen, wie man Hab und Gut der Deutschen in England beschlagnahmt hat!

Es bedarf keiner Worte mehr. Indem England die Londoner Konferenz beseitigt und alle diese weiteren Konsequenzen zog, hat es nicht nur ein Verbrechen gegen die Neutralen begangen, sondern eine Tat verübt, die als die größte Schmach unseres Jahrhunderts zu bezeichnen ist.

Kriegschronik.

13. Juni 1916.

Auf dem rechten Maasufer, beiderseits des von der Feste Douamont nach Südwesten streichenden Rüdens, schoben wir unsere Linien weiter vor.

Die Armees des Generals Grafen Bothmer wies westlich von Bréville an der Ströpa feindliche Angriffe restlos ab.

Am Pruth südlich von Bojan wurde ein russischer Angriff abgewiesen. In Zabadogora, Smpatin und Gorodenta ist feindliche Kavallerie eingedrungen. Bei Burtanow an der Ströpa scheiterten mehrere russische Vorstöße. Nordwestlich von Tarnopol stehen die österreichisch-ungarischen Truppen ohne Unterlaß im Kampfe. Bei Sapanow wurde ein russischer Angriff durch Geschützfeuer vereitelt. Südwestlich von Dubno wurde ein feindlicher Kavalleriekörper zurückgetrieben.

In Wolhynien hat feindliche Reiterei das Gebiet von Terechn erreicht. Bei Solul am Styr wurde der Feind geworfen. Auch bei Koll sind alle Übergangsverluste der Russen gescheitert. Die Zahl der hier eingebrachten Gefangenen stieg auf 2000.

14. Juni 1916.

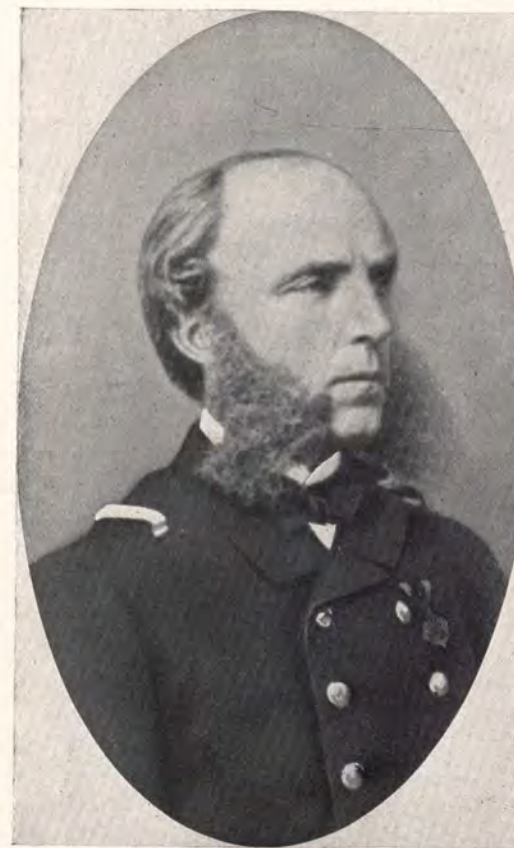
Auf den Höhen südöstlich von Jilsebe ist ein Teil der neuen Stellungen verlorengegangen.

Rechts der Maas wurden in den Kämpfen am 12. und 13. Juni die westlich und südlich der Bläumont-ferme gelegenen feindlichen Stellungen erobert. Es sind dabei 793 Franzosen, darunter 27 Offiziere, gefangen genommen und 15 Maschinengewehre erbeutet.

Auf der Front nördlich von Baranowitsch ist der Feind zum Angriff übergegangen. Nach heftiger Artillerievorbereitung stürmten dicke Massen siebenmal gegen unsere Linien vor. Die Russen wurden restlos zurückgedrängt.

Die Seeschlacht bei Lissa.

Wenige Stunden schon, nachdem am 23. Mai 1915 Italien, ehe los und verwegend, dem langjährigen treuen Bundesgenossen Kaiser Franz Joseph den Krieg erklärt hatte, lief die österreichisch-ungarische Flotte aus den heimatischen Häfen aus, überfiel in fähigem Angriff fast die ganze Dittiste Italiens von Venedig bis Barletta und beschoß an zahlreichen Stellen mit großem Erfolge militärisch wichtige Objekte. Nicht nur in der ganzen österreichisch-ungarischen Monarchie und im verbündeten Deutschen Reich, sondern auch bei den Neutralen und selbst bei so manchem unserer Feinde rief dieser rasch entschlossene kräftige Vorstoß Bewunderung und Anerkennung hervor. Man rühmte diese Tat und sah in ihr ein Lorbeerblatt, würdig der Traditionen der österreichisch-ungarischen Flotte, würdig des Geistes Tegetthoffs, würdig der Kämpfer bei Lissa. Seitdem hat in diesem Weltkrieg die österreichisch-ungarische Flotte noch so manchen neuen Beweis erbracht, daß die Entel nicht schlechter sind als ihre Großväter, daß heute noch derselbe Geist in der Flotte lebt, der uns den rühmreichen Tag von Lissa beschied.



Admiral Wilhelm v. Tegetthoff, der Sieger in der Seeschlacht bei Lissa.

österreichisch-ungarische Marine bedeuten sie Fundament und Ordnung zugleich.

Als Erzherzog Albrecht am 27. Juni 1866 die Italiener bei Custoza empfindlich geschlagen hatte, setzten diese ihre ganze Hoffnung auf ihre staltliche Flotte, die unter dem Kommando des Admirals Persano noch gar nicht in den Krieg eingetreten war. Aber obwohl weit überlegen an Schiffen und Geschützen, zauderte dieser, einen ersten Vorstoß gegen die Österreichische Flotte zu tun, gegen den Feind, den er selbst für ungefährlich hielt, und in dem er, im Geiste seines Volkes, nur einen frechen Eindringling in die angeblich der italienischen Nation allein gehörende Adria sah.

Doch bald konnte sich Persano aus den Äußerungen der allgemeinen Stimmung überzeugen, daß seine Stellung unhaltbar werden würde, wenn er weiter mit einem Angriff zögerte, der in den Augen seiner Landsleute zu einem sicheren Siege führen müsse. So beschloß er denn Mitte Juli, der Anregung des italienischen Marineministers Depretis folgend, den Österreichern die Insel Lissa zu entreißen. Der Plan war klar, aber nabelegend. Der Besitz von Lissa wäre für die Italiener nicht allein zu maritimen Zwecken während des Krieges, sondern auch aus strategischen und politischen Gründen von hohem Werte gewesen. Am 18. Juli erschien die italienische Flotte zum ersten Male vor der Insel, die von einer kleinen, kaum 2000 Mann starken Besatzung unter dem Befehl des Obersten Urs de Margina, eines Siebenbürger Rumänen, der sich bei Solferino ausgezeichnet hatte, verteidigt wurde. Der Feind hatte es auf die Vernichtung des wichtigsten Teiles der Befestigung von Lissa, des Turmes Wellington, und der anschließenden Mörserbatterien abgesehen, aber an der hohen Lage beider Werke sowie an der Ausdauer und der Tapferkeit ihrer Besatzung scheiterten seine Absichten. Abends zog sich die Flotte zurück, um am nächsten Tage, nach verstärkter, ihren Angriff auf die Insel zu erneuern. Aber auch am 19. Juli konnte sie die Insel nicht erobern. Die Besatzung hatte Selbstmittiges geleistet; trotzdem waren die Befestigungen schon fast ganz zerrichtet und nur wenige Geschütze noch brauchbar. Als aber am Morgen des 20. Juli die Sonne

den Nebel durchbrach, der um die Insel lag, sahen im Augenblick der höchsten Gefahr ihre Verteidiger nicht nur die italienischen Schiffe vor sich, sondern mit immer größerer Freude konnten sie auch am Horizont die österreichische Flotte, an deren Spitze das Admiralschiff „Erzherzog Ferdinand Max“ mit Wilhelm v. Tegetthoff an Bord fuhr, die lang ersehnte Helferin in der Not, erblicken. Um zehneinhalb Uhr gab Tegetthoff das Signal „Mar Schiff zum Gesicht“, dann „Formation Angriffswinkel in drei Divisionen“. Die Panzerschiffe erhielten den Befehl: „Den Feind anlaufen, um ihn zum Sinken zu bringen.“ Die italienische Flotte formierte sich in drei Divisionen, die Panzerschiffe voran. Noch vor elf Uhr fiel der erste Schuß, und bald darauf entwickelte sich das allgemeine Breitseitengefecht. Die Schlacht währte nur wenige Stunden. Beiderseits wurde mit Heldennut und einer furchtbaren Erbitterung gekämpft. Sie endete mit einem unbesrittenen glänzenden Sieg der Österreichern. Das Flaggschiff Tegetthoffs, „Erzherzog Ferdinand Max“, hatte unter dem Kommando des Linienkapitäns Maximilian Freiherrn v. Sterneck zu Ehrenstein, des späteren Kommandanten der österreichisch-ungarischen Marine, das italienische Admiralschiff „Re d'Italia“ in den Grund gebohrt. Zwei andere italienische Panzer fielen ebenfalls der Schlacht zum Opfer, und schwer beschädigt erreichten die übrigen Schiffe der italienischen Flotte am nächsten Tag Ancona. Von den österreichischen Schiffen war eigentlich bloß das Linienkapital „Raijer“ unter dem tapferen Kommandanten Anton Freiherrn v. Peh stark mitgenommen. Die Verluste der Österreichern betrugen nur 32 Tote und 124 Verwundete, und mit Recht konnte Tegetthoff am Schluß seines Berichtes an den Kaiser sagen: „Eslader vollkommen kampffähig, Mannhaft vom besten Geiste erfüllt.“

Die Schlacht bei Lissa ist ein wichtiger Meilenstein in der Geschichte der Seerriege, denn in ihr kamen zum erstenmal im ausgebreiteten Maße Panzerschiffe zur Verwendung. Freilich, was sind die damaligen „Kolosse“ und „Riesen“ im Vergleich zu unseren heutigen Schlachtschiffen! Und wie gering waren die Flotten, die hier zusammenstießen, nicht nur an Schiffsbimensionen, sondern auch an Zahl der Schiffe und der Kanonen, denn man an die Seeschlachten der jüngsten Zeit! Die Italiener verfügten über 12 die Österreichern nur über 7 Panzerschiffe. Die italienische Flotte hatte zusammen 86000 Tonnen und ungefähr 750 Geschütze; die Österreichern besaßen nur etwas mehr als 57000 Tonnen und ungefähr 500 Kanonen. War die Schlacht demnach auch nach unseren modernen Begriffen, in der Zeit der Dreadnoughts, an Kampfmitteln nur klein, so war sie doch großartig und glorreich vom maritimen und fratischen Standpunkt aus — ein Ehrentag wahren Heldentums, kraftvoller Ausdauer, zielbewusster Energie. Und alle diese Eigenschaften kamen in dem Siege des Tages, in dem großen österreichischen Seehelden Wilhelm v. Tegetthoff, zum Ausdruck, der am 20. Juli 1866 nicht nur der von ihm mitgeschaffenen und in der Folge kraftvoll entwickelten Marine, den Lorbeer wand, sondern ihr auch den Geist einflößte, der sie selber erfüllt, und der uns eine Gewähr gibt, daß sie auch in diesem Weltkrieg Taten vollführen wird, die des Ehrentages von Lissa würdig und ebenbürtig sein werden!



Linienkapitän Max Freiherr v. Sterneck, der Kommandant des Flaggschiffes „Erzherzog Ferdinand Max“ in der Seeschlacht bei Lissa.



Vor fünfzig Jahren: Die Seeschlacht bei Lissa am 20. Juli 1866. Nach einem Gemälde von M. Willenich. (Im Vordergrund rechts das österreichische Flaggschiff „Erzherzog Ferdinand Max“, rechts davon das sinkende italienische Admiralschiff „Re d'Italia“.)



Beerdigungsfeier auf dem Soldatenfriedhof in Provaia bei Görz: Einsegnung eines gefallenen Soldaten.

Der Krieg mit Italien: An der Front. Nach Zeichnungen des Sonderzeichners der Leipziger „Illustrirten Zeitung“ Adolf G. Döring.



Das Unterseeboot als Handelsschiff.

Zur Eröffnung des Frachtverkehrs mit Unterseebooten zwischen Bremen und den Vereinigten Staaten von Amerika.
Von Wilhelm Ehlers, Bremen.



Die Flagge der „Deutschland“.

Die vielbewährte deutsche Ingenieurwissenschaft und der in der Geschichte der deutschen Seefahrt so oft zutage getretene und mit Recht gerühmte hanseatische Unternehmungsgestalt und Wagemut haben in diesen Tagen des gewaltigen Kriegerkriegs auf den Schlachtfeldern, das die Weltgeschichte kennt, einen glänzenden Triumph gefeiert. Ein neuer Schiffstyp, ein neuartiges deutsches Unterseeboot, ein friedliches Handelsschiff, ohne Geschütz, ohne Torpedo, also unbewaffnet, besetzt mit Seeleuten der deutschen Handelsflotte, hat unter Führung des Kapitäns Paul König, ehemaligen Kapitäns des Norddeutschen Lloyd-Dampfers „Schleswig“, mit einer Ladung Farbstoffe die noch vor kurzem von der englischen und amerikanischen

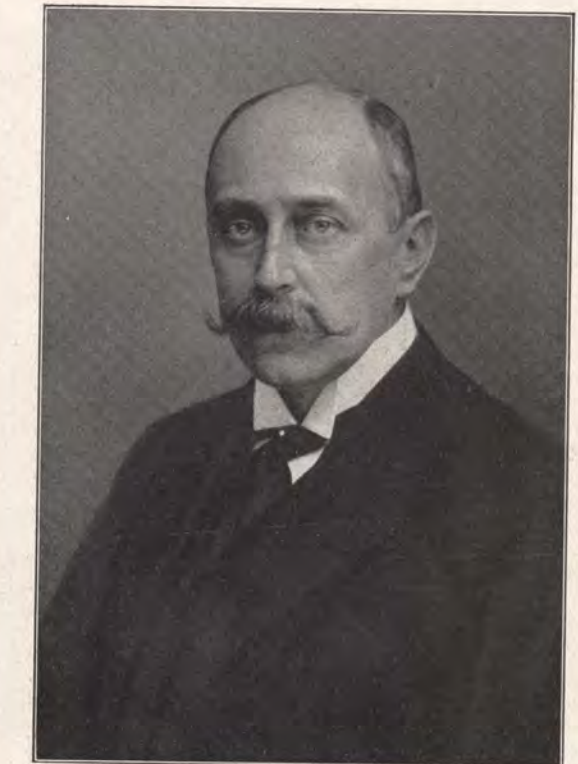
Presse als einen „schlechten Scherz“ bezeichnete Nachricht von dem bevorstehenden Aufbruch des ersten deutschen U-Bootes an der Spitze der Union vollauf bestätigt. Der „schlechte Scherz“ ist in vollstem Umfange verwirklicht worden. Abermals und Staunen erfüllte die Welt, als der Draht oder die elektrischen Wellen der Funkentelegraphie die Meldung von Weltteil zu Weltteil, über Land und Meer, von Land zu Land und von Ort zu Ort trugen. Mit lauten Gelächern wurde sie aufgenommen von denen, die uns feindlich gegenüberstehen. Jubel dagegen, unendlicher Jubel löste sie aus bei den Millionen Deutschen jenseits des Meeres, denen in dem Unterseeboot „Deutschland“ nach langen schweren Monaten der Abgeschiedenheit endlich wieder der erste sichtbare direkte Gruß aus der schwer, aber erfolgreich um ihr Dasein ringenden Heimat kam; Freude aber, aufrichtige stolze Freude, bemächtigte sich des ganzen deutschen Vaterlandes und insbesondere Bremens, des Heimatshafens der „Deutschland“, und der ihr folgenden Schwesterschiffe an der Weser, in dem genau vor hundert Jahren das erste deutsche Dampfschiff, die „Weser“, die vielfachen Rundgebungen der Freude und der stolzen Bewunderung, die in reichem Flagenhimmel der öffentlichen Gebäude und vieler Privathäuser, in herzlichen Glückwunschtelegrammen an die weitblickenden Männer der Tat, deren Initiative die Gründung der ersten deutschen Handelsunterseeboots-Reederei unter der Bezeichnung „Deutsche Ozean-Reederei-Gesellschaft m. b. H.“ entstanden ist, zum Ausdruck kamen, konnten nicht das gleichzeitig spontan sich einstellende Gefühl der Dankbarkeit und Anerkennung unterdrücken, das, wie Bremens Einwohner, die ganze deutsche Bevölkerung erfüllt haben wird und erfüllen muß, denn, um die Worte des Reichspräsidenten Dr. Kaempf in einem an Herrn Alfred Lohmann gerichteten Glückwunschtelegramm zu benutzen, „durch den Bau und die lähne Fahrt des ersten deutschen Handelsunterseebootes nach Amerika ist dem Vaterlande und der ganzen neutralen Welt ein unermesslicher Dienst geleistet worden. Deutsche Technik und deutscher Wagemut feiern einen bahnbrechenden Triumph.“

Und wahrlich! Dieser Triumph ist voll berechtigt. Bis zum März 1915 waren Bremen und Bremerhaven die einzigen deutschen Häfen, welche trotz des Krieges den Verkehr mit Amerika aufrechterhielten. Dann trat England dazwischen, verbot die Einfuhr amerikanischer Baumwolle und Weizen sowie die Einfuhr der Düngung seiner Baumwoll- und Weizenfelder, als durch sie der gegenseitige Austausch wichtiger Landeserzeugnisse wieder ermöglicht und gleichzeitig auch erreicht ist, daß die britische Blockade nicht mehr effektiv ist, mithin zu Unrecht besteht und demnach von den Nationen nicht anerkannt zu werden braucht. Die Blockade schließt allem Völkerrecht zum Hohn die Küsten des neutralen Hollands und der skandinavischen Reiche ein. Widerstandslos haben sich die neutralen Länder dieser Vergewaltigung gefallen lassen. Die für die amerikanische Industrie so notwendigen Farbstoffe konnten nicht geliefert werden, denn England verweigerte die Verladung. Deutschen Schiffen unter deutscher Flagge blieb es vorbehalten, die für die amerikanische Textilindustrie so wichtigen Farbstoffe durch die Blockade hindurch über den Ozean zu tragen und dagegen von Amerika Rohstoffe heimzubringen, die für die deutsche Wirtschaft notwendig sind. Das Handels-U-Boot „Deutschland“ hat die erste wirklich bedeutungsvolle Befreiung in die englische Blockade geleistet; möge diese

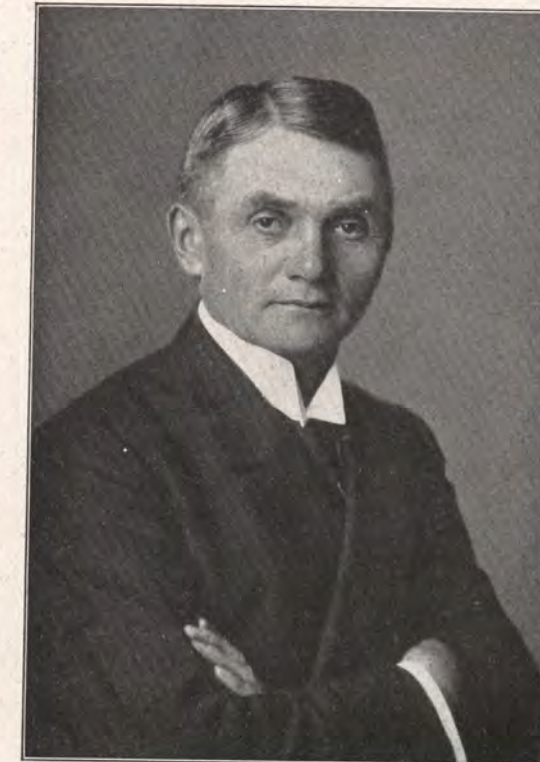
sich schnell erweitern und mehr und mehr unseren immer noch so stolzen und großartigen „Vettern“ jenseits des Kanals nachhaltig zum Bewußtsein bringen, daß sie auch zur See in besonderem Maße mit deutscher Kraft und deutschem Unternehmungsgestalt zu rechnen haben, wie sie auch in dem neuen Seeschiffsunternehmen auf das glänzendste verkörpert sind.

Während der Kriegsmomente sind bekanntlich die Fahrten der im deutschen Marinebetrieb stehenden U-Boote allmählich immer weiter ausgedehnt worden. Beschänkten sie zu Anfang des Krieges ihre erfolgreichen Kreuzfahrten hauptsächlich auf die britischen Gewässer, so hörte man später bald von ihren Fahrten im Atlantischen Ozean, bald von Fahrten nach dem Mittelmeer und nach Konstantinopel und zurück, wobei sie oftmals wochenlang nicht in den Häfen kamen. Bis zur amerikanischen Küste war jedoch vor der „Deutschland“ kein Unterseeboot vorgebrungen. Ihr war es vorbehalten, Trägerin des Ruhms zu werden, der sich jetzt an ihre Flagge heftet, an dem nicht nur die Seeleute und Ingenieure, die Leiter und Konstruktoren, sondern nicht zuletzt auch die Gründer des deutschen U-Boot-Werks, der Germania-Werft in Kiel, kommt das Verdienst zu, die Handels-U-Boote als erste in Deutschland konstruiert und erbaut zu haben — Boote von etwa 2000 Tonnen Wasserverdrängung und einer Geschwindigkeit von über 14 Meilen bei gewöhnlicher Fahrt über dem Meerespiegel. Nähere Angaben können aus nahe liegenden Gründen zur Zeit noch nicht gemacht werden.

Nach den Erfahrungen mit Marine-U-Booten ergab es zweifellos, daß der neue, ganz auf den Handelsverkehr zugeschnittene Unterseebootstyp sich für Ozeanfahrten bewähren würde. Lohmann, der damals Präsident der Bremer Handelskammer war, trat im September 1915 dem Gedanken der Gründung einer neuen Reederei für den Betrieb von Untersee-Handelschiffen näher. Im engen Freundestreife entwickelte er zunächst seine Pläne und schritt darauf am 8. November 1915 in Gemeinschaft mit dem Norddeutschen Lloyd und der Deutschen Bank in den Räumen der Bremer Handelskammer im Hause Schilling in Bremen zur Gründung der „Deutschen Ozean-Reederei G. m. b. H.“



Alfred Lohmann, Vorsitzender des Aufsichtsrats der zum Zwecke des Untersee-Handelsverkehrs mit Amerika in Bremen gegründeten „Deutschen Ozean-Reederei G. m. b. H.“ (Phot. Willy Dole, Bremen.)



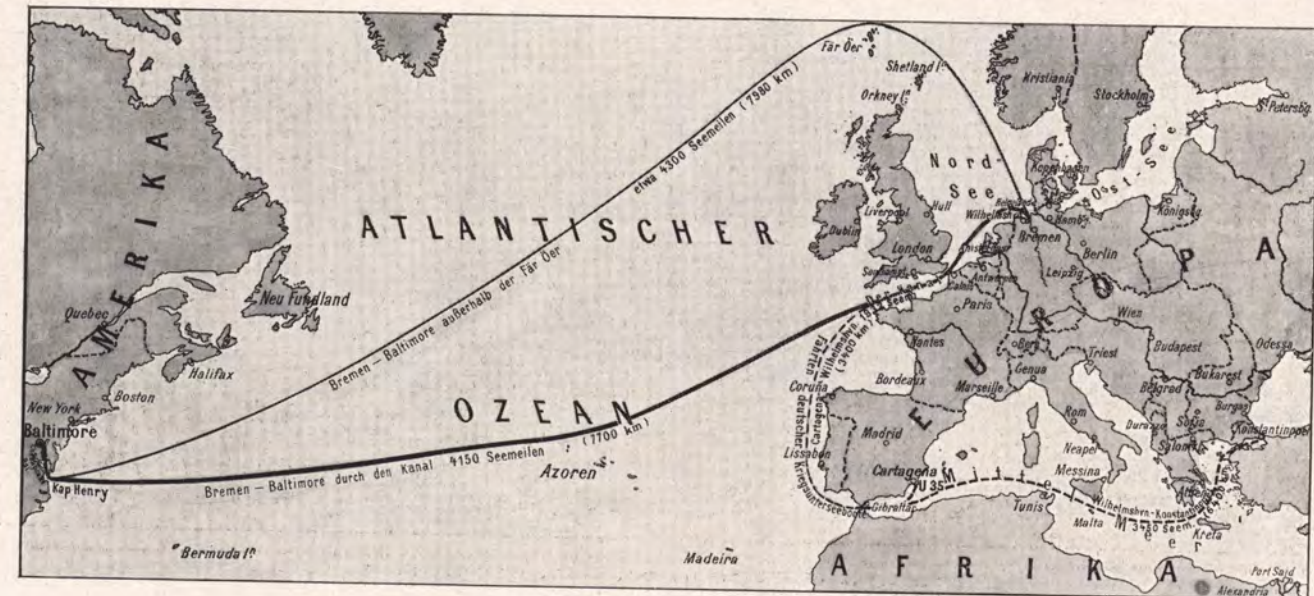
Kapitän Paul König, der Führer des ersten Handels-Unterseebootes „Deutschland“. (Phot. Ferd. Urbahn, Kiel.)

an solchen sei, welche nach dem Ermessen des Aufsichtsrats den Zwecken der Gesellschaft direkt oder indirekt dienen oder damit in Verbindung stehen.“

Das war das einzige, was über das junge Unternehmen verlautete, bis am 10. Juli in der Frühe die aufsehenerregende Nachricht die Ankunft des Handels-U-Boots „Deutschland“ in Baltimore meldete. In aller Stille hatte sich der Aufbau der Reederei in dem Verwaltungsgeschäft des Norddeutschen Lloyds vollzogen, ohne daß die Öffentlichkeit ahnte, welche wichtige weltberühmte Neuerung auf dem Gebiete der Handelsseefahrt in Bremen und auf der Kieler Germania-Werft vorbereitet und in beschleunigtem Tempo ihrer Vollendung entgegengeführt wurde.

Das plötzliche Erscheinen des deutschen U-Bootes in Baltimore hat natürlich überall berechtigtes Aufsehen hervorgerufen, in den Vereinigten Staaten nach vorliegenden Berichten garabzu Sensation erregt. Unsere deutschen Landsleute und die Angehörigen befreundeter Nationen jubeln; unsere Gegner lassen es sich deshalb angelegen sein, mit allen Mitteln zu versuchen, den glänzenden Erfolg des deutschen Unternehmens zu verkleinern und dem Schiffe Schwierigkeiten zu bereiten. Mögen sie es tun! Es kann die Sache nicht schaden, dazu spricht sie zu sehr für sich selbst. Im übrigen ist es allem Anschein nach dem englischen Einfluß in Amerika nicht gelungen, den Amerikanern die Auffassung zu suggerieren,

daß die „Deutschland“ ein Kriegsschiff sei. Wenn eine Neutermeldung aus Washington vom 11. Juli richtig ist, die besagt, das amerikanische Staatsdepartement habe die „Deutschland“ für ein unbewaffnetes Frachtschiff erklärt, das nicht ohne weitgehende Änderung in der Konstruktion für Angriffszwecke verwendbar sei, so ist damit allen feindlichen Machenschaften und Versuchen das Boot als etwas anderes hinzuzufügen, als es in Wirklichkeit ist, der Boden entzogen. Die „Deutschland“ kam in aller Ruhe und Sicherheit in Baltimore löschen und wieder laden, um dann von neuem der Welt zu zeigen, daß die englische Blockade der Nordsee nicht effektiv ist, sondern nur auf dem Papier steht.



Übersichtskarte zur Unterseeverbindung Deutschland-Amerika.

Die Sammlungen der Lutherhalle in Wittenberg.

Von Studiendirektor J. Jordan, Wittenberg, Konservator der Lutherhalle.

Am 17. Juli sind die neuen Räume der Lutherhalle in Wittenberg der öffentlichen Besichtigung übergeben worden. Das mühsame Werk der Neuordnung und damit seinen Abschluß erreicht. Was ist's um diese Lutherhalle und ihre Sammlungen?

Ins alte Augustinerkloster am Elstertor in Wittenberg führt der Weg. Durch Friedrich den Weisen 1502 neu erbaut, ist es seit 1508 der Wohnsitz, seit 1526 das Eigentum des deutschen Reformators gewesen. Der Huld seines Landesherren, des Kurfürsten Johann des Befähigten, verdankt er es.

Auch das nötige Baumaterial, das Gebäude angemessen in Stand zu setzen, wurde ihm von diesem zur Verfügung gestellt; auch der Magistrat der Stadt Wittenberg hat tatkräftig geholfen und nicht nur einmal, sondern auch weiterhin. Denn der Klosterneubau war von vornherein nicht sehr baufähig, auch nicht sehr wohllich hergestellt und machte bald größere, bald kleinere Veränderungen und Nachbesserungen nötig.

Dort ist dem Reformator und seiner Familie ein trauliches Heim geworden. Hier hat er gearbeitet und gebetet, hier seinen Katechismus geschrieben, die Bibelübersetzung beendet, hier als Hausvater im Schoße der Seinen als gastliches Haupt eines großen Freundes- und Mitarbeiterkreises, als Berater und Helfer vieler Bedrängter gewaltet. „Die Stätte, die ein guter Mensch beirat, ist eingeweiht; nach hundert Jahren blüht sein Wort und seine Tat dem Enkel wieder“, so steht's auch über dem Lutherhaus.

Nach Luthers Tode 1546 übernahm die Witwe das große Anwesen. Nach ihrem Tode 1552 fiel es an die Söhne; freilich mehr zur Last als zur Freude, zumal nur einer von ihnen dauernd in Wittenberg wohnte. So war es für alle ein Gewinn, als 1564 auf

Veranlassung des Kurfürsten, der siebenundzwanzig Stipendien an der Hochschule gestiftet hatte und für diese Stipendiaten Wohnungen einrichten lassen wollte, die Universität das Klostergebäude käuflich erwarb. Gleichzeitig begann der Bau eines großen Gebäudes nach der Straße hin nebst Seitenflügel; für die weiteren Stipendiaten des Kurfürsten bestimmt. Erst 1586 vollendet, bewahrt es noch heute in seinem Namen Kollegium Augusteum die Erinnerung an seinen Gründer, den Kurfürsten August von Sachsen.

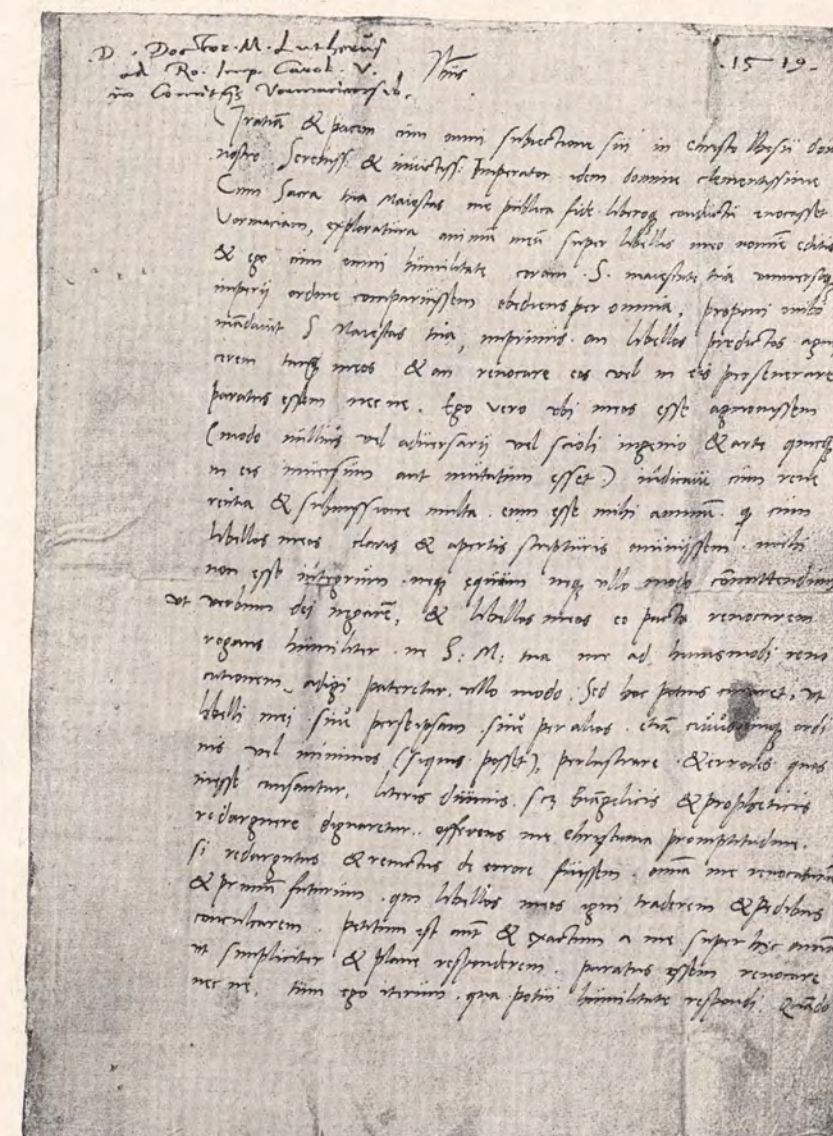
Zwei Jahrhunderte der Universität gehen dahin. Im Kollegium Augusteum wird in den unteren Räumen Raum geschaffen für die Bibliothek und das Museum Anatomicum. Im Lutherhaus erhält im Untergeschoß der Ökonomen seine Wohnung. Das anstehende Refektorium dient den Stipendiaten als Speisesaal. Die oberen Räume sind zum Teil noch Studentenwohnungen, zum Teil sind sie Kornspeicher geworden. Hoch aufgeschichtet liegt das Korn, das der Kurfürst für seine Stipendiaten alljährlich zur Verfügung stellt, in den an die frühere Lutherwohnung im Mittelgeschoß anstehenden Räumen.

Luthers alter Hofsaal dient noch zu studentischen Disputationen. Luthers Wohnzimmer nebst anstehendem kleinen Gemach ist unberührt geblieben: schon damals eine Erinnerungsstätte an den, der der bleibende Ruhm der Hochschule war.

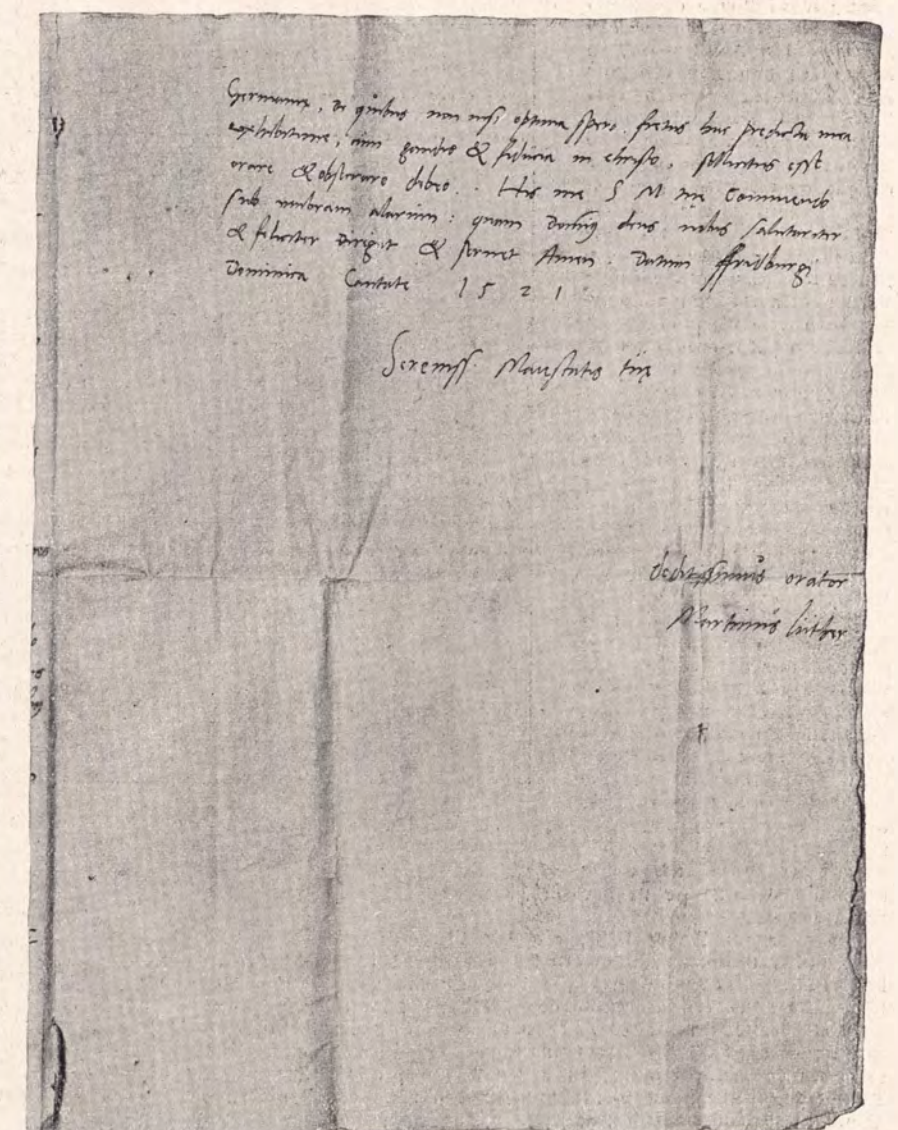
Im Jahre 1813 wird die Universität durch Napoleon aufgehoben; 1815 wird Wittenberg preussisch. Die Überlieferungen der Hochschule werden mit denen der blühenden Universität zu Halle verknüpft. In Wittenberg wird 1817 das erste Predigerseminar Preußens errichtet. Das Kollegium Augusteum und das Lutherhaus werden ihm überwiesen. Doch wird nur das erstere in Gebrauch genommen. Das Lutherhaus stand zunächst leer. Schon in den letzten Jahrzehnten war nicht mehr viel an ihm gesehen; jetzt



Lutherbildnis von Lucas Cranach aus dem Jahre 1525.

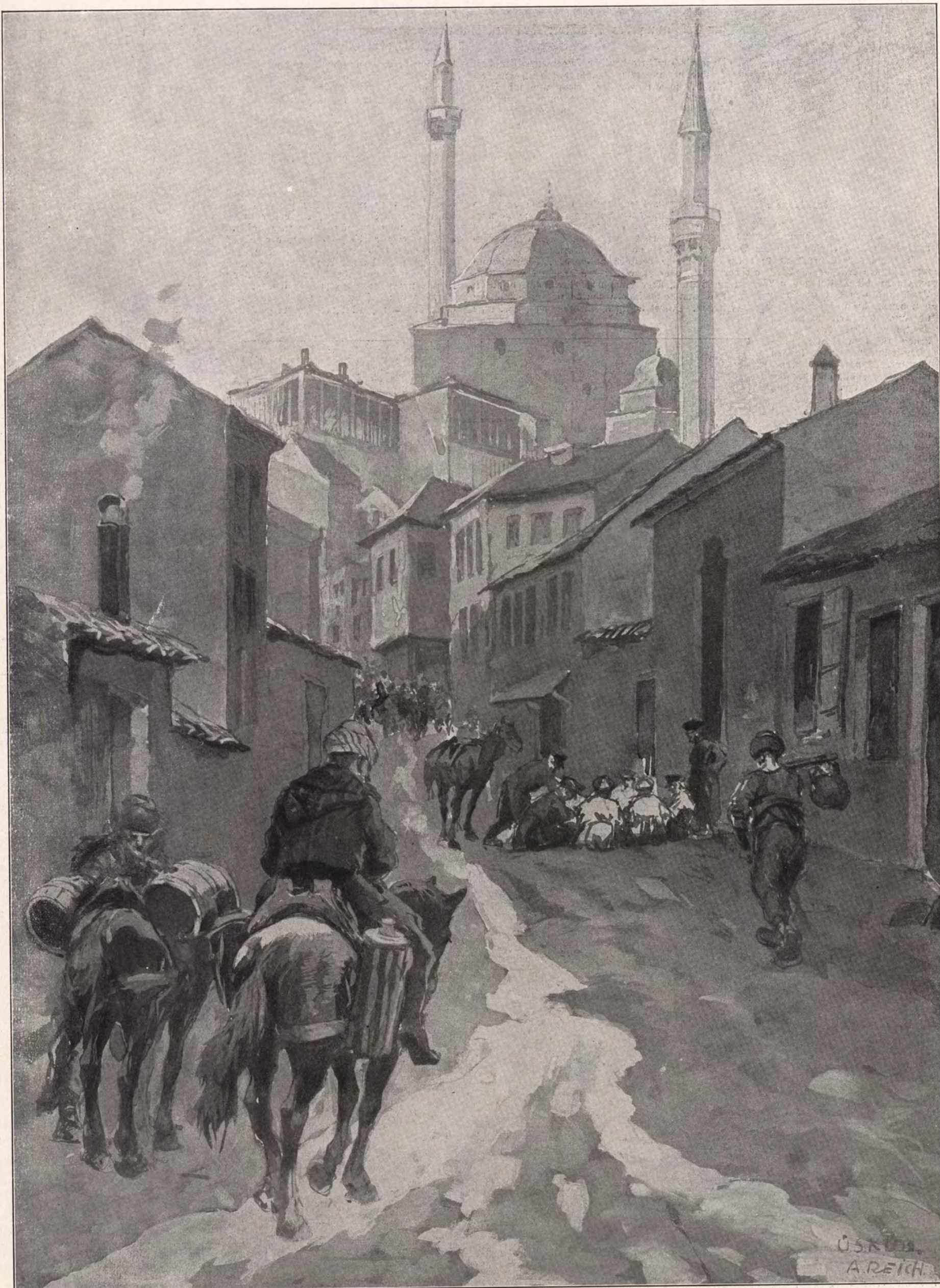


Erste Seite.



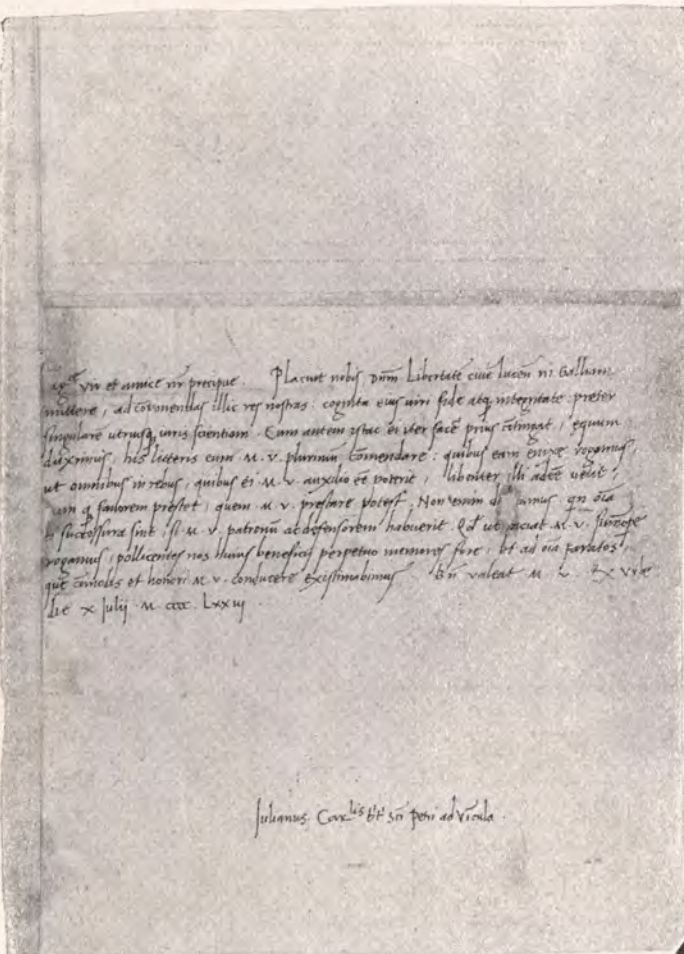
Letzte Seite.

Brief Luthers an Kaiser Karl V. nach dem Reichstag zu Worms 1521.



Hinter der Balkanfront: Die große Moschee in Asut.

Für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ nach dem Leben gezeichnet von dem Kriegsteilnehmer Albert Reich.



Eigenhändiger Brief des späteren Papstes Julius II. († 1513) an Lorenzo di Medici, vom 10.7.1478.

begann es ganz eigentlich zu verfallen. Die Giebel drohten einzustürzen, die Fensteröffnungen waren durch Breiter notdürftig geschlossen.

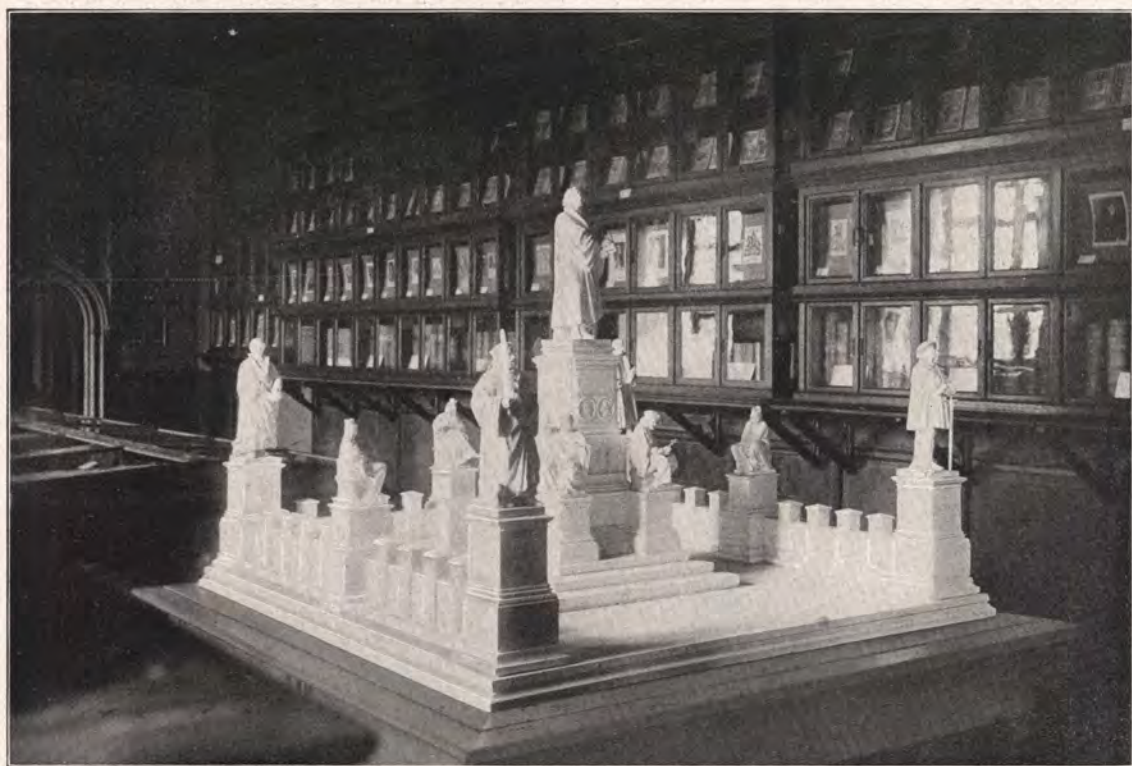
Die Feier des fünfundsingzigjährigen Bestehens des Königl. Predigerseminars lenkte die Aufmerksamkeit Friedrich Wilhelms IV. auf diesen unwürdigen Zustand. Gründliche Abhilfe wurde beschloffen und in die Wege geleitet. Bis 1873 haben sich die Bauten hingezogen. — Soweit geschichtlich nachzukommen ist, wird das Bild des alten Lutherhauses nach außen hin im großen und ganzen gewahrt sein; nur hat der Treppenturm statt der ursprünglichen Spitze eine sehr wenig schöne Haube bekommen. Ganz in dem ursprünglichen Zustand erhalten ist das Portal, mit dem 1540 Katharina v. Bora ihren Gatten überreicht hat. Ohne geschichtlichen Raumereien sich hinzugeben, kann der Besucher sich hier den Reformatoren zu-

Lutherhaus, in Verbindung mit den ursprünglichen Wohnräumen des Reformators, dem Andenken Dr. Martin Luthers dienen sollen.

Freilich war im Jahre 1883 dem Besucher sich bot, war noch nicht viel. Von auswärts waren wertvollere Gegenstände kaum eingegangen; was hier geschenkt war, beschänkte sich stark auf Luthererinnerungen aus den Jahren 1817 und 1822 (Einweihung des Lutherdenkmals in Wittenberg); nicht weniger als neunzehn Lutherdenkmäler waren darunter. Weit aus das meiste hatten der Magistrat und die Kirchengemeinde Wittenberg, vor allem das Predigerseminar dargeboten. Seitens des Magistrats wurden Handschriften von Dr. Martin Luther und Joh. Bugenhagen zur Verfügung gestellt, dazu eine Reihe von Lutherreliquien. Aus dem Besitz der Kirche kam die alte Stadtkirchenkanzlei, auf der Luther gepredigt hatte; eins der Hauptbilder des älteren Cranach, „Die zehn Gebote“, vom jüngeren Cranach das Epitaphium von B. Eber („Der Weinberg“) und das von J. Bugenhagen („Die Taufe Christi“). Das Königl. Predigerseminar besaß in den umfangreichen Sammlungen des 1853 verstorbenen Oberkonsistorialrats Augustin, Halberstadt, eine Fülle wertvoller



Luther. Einseitige Bronzemedaille von G. Schweigger, Nürnberg (1690).

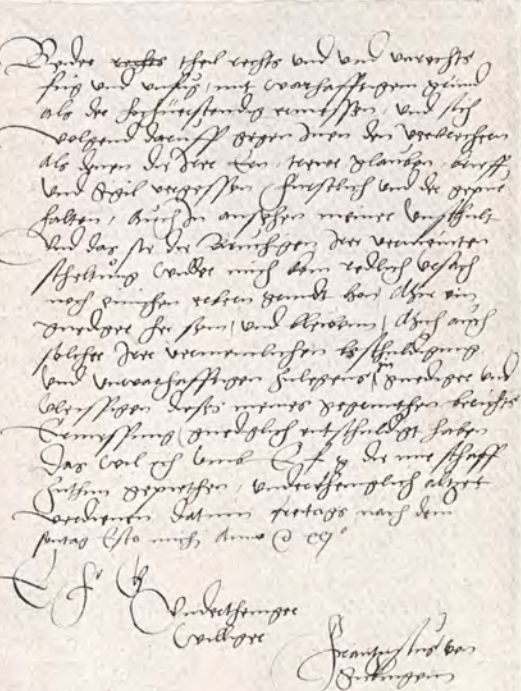


Hörsaal Dr. M. Luthers mit dem Modell des Wormser Lutherdenkmals und den wertvollsten Lutherdrucken.

Es war im Jahre 1876, als der Regierungspräsident von Merseburg, v. Dief, Wittenberg besuchte und bei dieser Gelegenheit sich das Lutherzimmer zeigen ließ. Die und leer standen die Räume, die Luthers Wohnung gebildet hatten; nur die Spinnen an den Fenstern und der Holzmurm in den Zimmern bekundeten ihre Abwesenheit dort, so ferngelehnte er seinen Besuch. Und er gab nun die Anregung, in diesen Räumen alle Andenken an Luther, wie sie in ganz Deutschland an den verschiedensten Orten, zumal in Wittenberg selbst, zerstreut waren, zu sammeln und aufzustellen. Daß seine Anregungen nicht vergeblich gewesen waren, konnte er am 11. September 1883 bei der Eröffnung der Sammlungen, die in Gegenwart des Kronprinzen des Deutschen Reiches, des nachmaligen Kaisers Friedrich III., stattfand, dankbar feststellen. Der von ihm geprägte Name „Lutherhalle“ umfaßt also die Gesamtheit der Räume und der Sammlungen, die im alten



Reformationsjubiläum 1717. Kurpfälzchen. (Chr. Vermuth, Gotha.)



Eigenhändiger Brief von Franz von Sickingen, vom 22.2.1521.

Drucke zur Geschichte der Reformation, auch eine kleine Münzensammlung, vor allem eine Reihe kostbarer Lutherbilder des älteren Cranach. Auch aus der alten Universitätsbibliothek konnte einiges herübergenommen werden. In den Räumen des rechten Flügels des Mittelgeschosses wurde alles aufgestellt. Ein Anfang war gemacht; das Lutherhaus hatte eine neue Anziehungskraft gewonnen.

Die nächste Folgezeit hielt nicht, was der stolze Anfang versprochen hatte. Nur einiges ist in den folgenden Jahrzehnten hinzugekommen. Die Buchsammlung wurde durch Zuwendungen von Drucken und Schriften zur Reformationgeschichte aus der vom Staate erworbenen Knaabeschen Bibliothek vermehrt. J. Heubner, Luthers Thesenanschlag, B. Gey, Luther am West der Bibelübersetzung wurden überwiesen. Im wertvollsten war ein großer Kreidestück von G. König, „Luther und seine Freunde bei der Bibelübersetzung“ in maritimer Darstellung. Sonst aber erlahmte das Interesse der leitenden Kreise. Geldmittel fehlten. Auch der Besuch des Kaisers 1892 bei Gelegenheit der Einweihung der Schlosskirche brachte keine Änderung. Da kam im Mai 1911 die Versteigerung der Handschriften- und Druckensammlung des Leipziger Buchhändlers A. Gebel. Eine der wertvollsten deutschen Privatbibliotheken, brachte sie unter anderen eine große Zahl von Handschriften der Männer der Reformationszeit, vor allem den vier Seiten langen Brief, den Luther nach dem Reichstag zu Worms an Karl V. gerichtet hatte, auf den Markt. Es ist das Verdienst des Regierungspräsidenten von Merseburg, des Vorsitzenden des Kuratoriums der Lutherhalle, Herrn v. Gersdorff, daß man die hier sich bietende Gelegenheit einer großzügigen Vermeerung der Sammlungen des Lutherhauses nicht ungenützt vorbeigehen ließ. Von den verschiedensten Seiten wurden große Summen zur Verfügung gestellt. Der größte Teil der Reformationsautographen, darunter auch ein Brief von Katharina v. Bora vom 12.4.1546, konnte erworben werden. Nur der Lutherbrief wurde nicht erstanden. Er ging für den mächtigen Preis von 112.000 M. an Pierpont Morgan über. Der Büchermarkt war um eine Senkung reicher; Deutschland, wie es schien, um eine Reichtümer ersten Ranges zugunsten Amerikas ärmer. Da bot der amerikanische Milliardär den Lutherbrief dem Deutschen Kaiser als Geschenk an, und dieser nahm die Sendung an; und sehr bald kam die frohe Kunde, daß Kaiser Wilhelm den Brief der Lutherhalle als Geschenk überwiehen habe. Und als ob damit neue Kraft, neue Begeisterung für die Weiterführung der Sammlungen gewonnen wäre: seit 1911 ist jede Gelegenheit benutzt worden, um nicht bloß die Handschriftenbestände, sondern ebenso alle anderen Gruppen der Sammlung zu vermehren. So ergab sich sehr bald das Unzureichende der bisherigen Räume; vor allem fehlte ein würdiger Platz für das kaiserliche Geschenk. Auf Vorschlag des Berichterstatters wurden

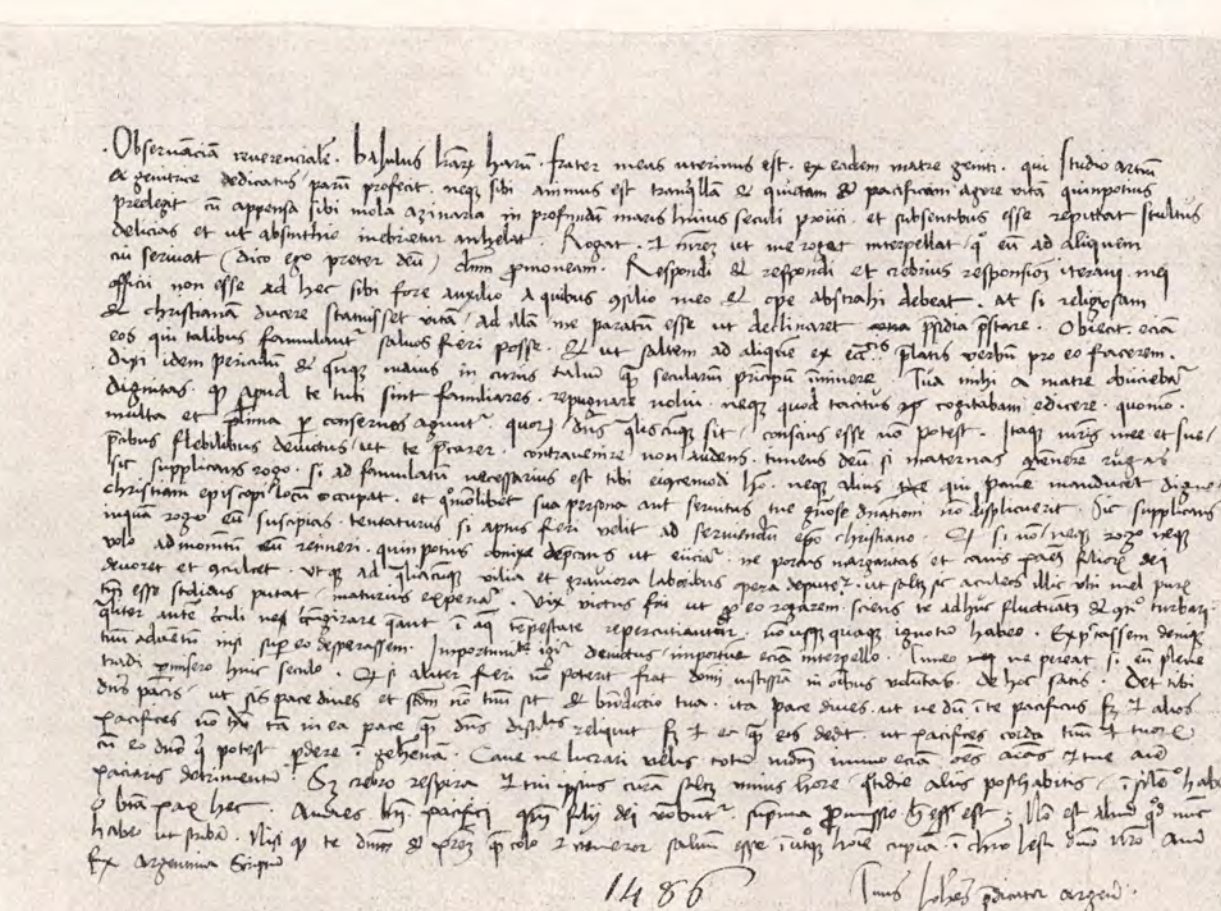
Reformationsautographen, darunter auch ein Brief von Katharina v. Bora vom 12.4.1546, konnte erworben werden. Nur der Lutherbrief wurde nicht erstanden. Er ging für den mächtigen Preis von 112.000 M. an Pierpont Morgan über. Der Büchermarkt war um eine Senkung reicher; Deutschland, wie es schien, um eine Reichtümer ersten Ranges zugunsten Amerikas ärmer. Da bot der amerikanische Milliardär den Lutherbrief dem Deutschen Kaiser als Geschenk an, und dieser nahm die Sendung an; und sehr bald kam die frohe Kunde, daß Kaiser Wilhelm den Brief der Lutherhalle als Geschenk überwiehen habe. Und als ob damit neue Kraft, neue Begeisterung für die Weiterführung der Sammlungen gewonnen wäre: seit 1911 ist jede Gelegenheit benutzt worden, um nicht bloß die Handschriftenbestände, sondern ebenso alle anderen Gruppen der Sammlung zu vermehren. So ergab sich sehr bald das Unzureichende der bisherigen Räume; vor allem fehlte ein würdiger Platz für das kaiserliche Geschenk. Auf Vorschlag des Berichterstatters wurden

daß die im Mittelgeschoss des Lutherhauses noch als Lehrerwohnung benutzten Räume für die Sammlungen eingegeben. Länger freilich, als wir damals 1914 erwarteten, haben der Umbau und die völlige Neuordnung aller Bestände sich hingezogen; anders auch, als wir gehofft, nur im kleinen Kreise ist die Eröffnung erfolgt. Aber der Abschluß ist da; vielleicht darf ich sagen: eben durch die längere Zeit, die zur Verfügung stand, ist er schöner und bedeutsamer geworden, als zuvor erwartet werden konnte. —

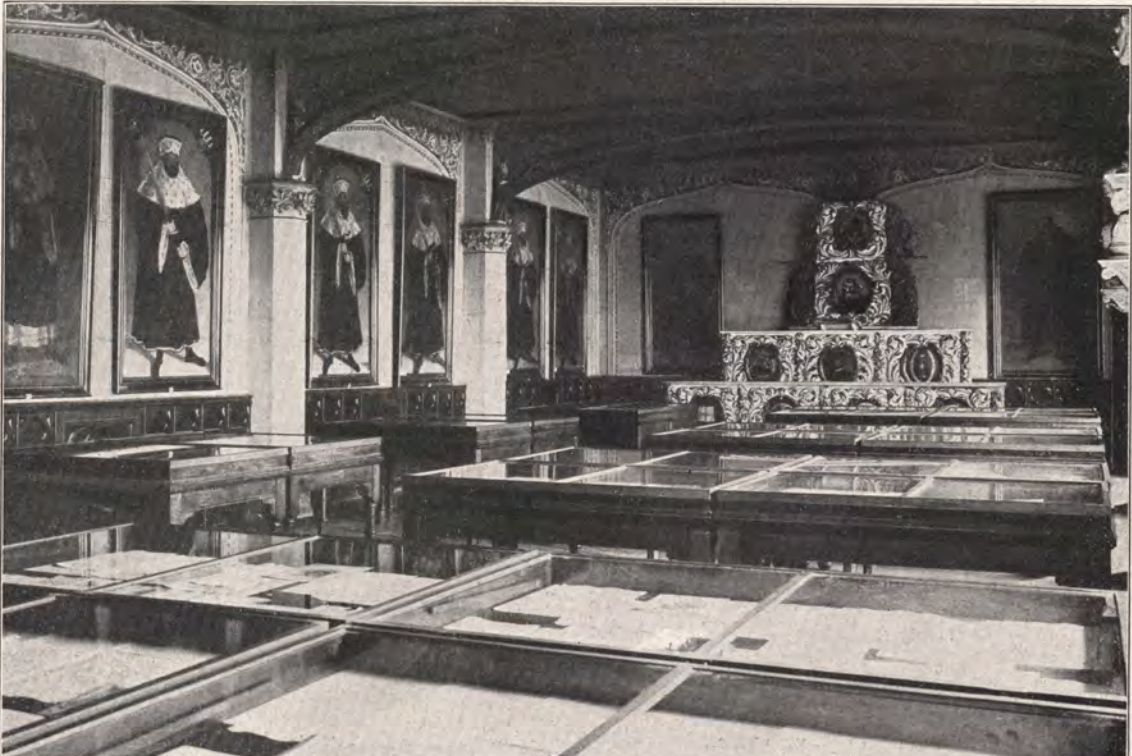
Durch das geräumige Portal des Mittelgeschosses treten wir ein. Von dem mächtigen Eichenbalken der Decke grünen maritame Lutherworte. Dann empfängt uns die tiefe Stille des Lutherhofes; prächtige Lindenbäume überragen den plätschernden Brunnen; links lugt ein Rest der alten Stadtmauer durch die Gartenanlagen. Wir stehen vor dem Lutherhaus. Die Zahl 1540 über dem Portal verkündet uns unmittelbar in die Zeit des Reformators; schräg darüber sehen die alten Wappensteinen des Lutherzimmers herüber. Im Treppenturm geht es aufwärts in das Mittelgeschoss. Durch die Handschriftenzimmern, durch die Luthergedächtnishalle und die Bücherei, durch die Aula und den kleinen Hörsaal, durch das Münzenkabinett und das Wittenbergzimmer führt der Weg bis zu den Wohnräumen des Reformators, die in der schlichten Einfachheit ihres ehrwürdigen Alters sich unvergänglich einprägen. Und zu unserer Überraschung können wir feststellen: der enge Rahmen, den die erste Eröffnung der Lutherhalle festgelegt hatte, ist geprengt; nicht nur der Person des Reformators, nein, der ganzen Geschichte der Reformation und ihrer weittragenden Einwirkungen auf das geistliche Leben, zumal unseres deutschen Volkes, gilt sie. In ihren Urkunden und Handschriften, in ihren Gemälden und Stichen, in ihren Manuskripten und Drucken, in ihren Münzen und Medaillen zeigt sie ein vielseitiges Bild dieser größten geistlichen Bewegung unserer deutschen Geschichte.



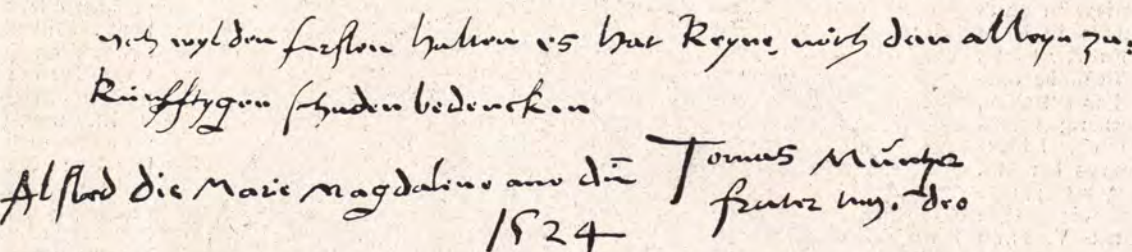
Älteste Luther-Porträtmedaille, 1520. (Ludwig Krug.)



Eigenhändiger Brief von J. Gieseler von Kaisersberg († 1510) an Bischof Friedrich von Augsburg; Empfehlung seines Bruders als Familiar.



Die Aula mit den Rurikfürstbildern und dem alten Universitätskatheder; in den Schautischen: Handschriften.



Schriftstück von Thomas Münzer aus dem Jahre 1524.

Mit viel Liebe, mit viel Erfindungskunst und Manches interessantes Streiflicht fällt auf die Kirchengeschichte. Es ist z. B. überraschend, wie stark schon 1717 und dann wieder 1730 der Missionen gedankt auf den Münzen und Medaillen sich ausdrückt. Demgegenüber zeigt das 19. Jahrhundert nach jeder Seite hin eine erschreckende Verarmung.

Auch die Buchsammlung ist zunächst als Lutherhalle angelegt worden. Sie umfaßt allein an Erstbruden und zeitgenössischen Ausgaben der Schriften Luthers ungefähr 1500 Nummern. Daneben aber steht schon im Grundriß der Sammlung eine noch viel größere Zahl von Schriften zur Reformationsgeschichte bis ins 19. Jahrhundert hinein. In ähnlicher Richtung bewegen sich die in den letzten Jahrzehnten erfolgten Spenden und Anschaffungen; auch die modernen Handbände lutherischer Schriften sind berücksichtigt. — Unter den ausgestellten Stücken beanspruchen die Erstausgaben der lutherischen Bibelübersetzung besonders

Interesse. Besonders wertvoll sind auch Luthers „Operationes in psalmos“ und das älteste evangelische Gesangbuch, das „Wittenberger Gesangbuch“ von 1524. Luthers Thesen in Buchform und die päpstliche Bannbulle gegen Luther in einem antiken römischen Druck, auch das Papstgesandtschaftsbuch von 1546; alles große, ja die größten Seltenheiten des Buchhandels. — Daneben bringt die „Bücherei“, weit über den engen Rahmen der Reformationsgeschichte hinaus, ein Bild des deutschen Buches von den ältesten Drucken bis etwa in die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts. Erstbrude von Mainz und Alsted sind ausgestellt; prächtige Altdrucke, wertvolle illustrierte Werke aus der Wendezeit des 16. Jahrhunderts, kostbare Weisbücher unserer Väter in Druck und Schmutz des Buches klar erkennen. Eine Zusammenordnung der gedruckten lutherischen Schulbücher

aus dem Anfang der Reformationszeit zeichnet ein Bild des damaligen Schulunterrichts. Bibelmanuskripte deutscher, italienischer und nordfranzösischer Herkunft von der Mitte des 13. Jahrhunderts an, vorreformatorische deutsche Bibel mit ihren eigenartigen Abbildungen, illustrierte Ausgaben der lateinischen Bibel aus der Wendezeit des Reformationsjahrhunderts, sämtliche Hauptausgaben der lutherischen Bibelübersetzung wie ihre ältesten Nachdrucke, auch die katholischen Übersetzungen von G. Emsen und J. Dietzenberger, endlich Brachtausgaben der lutherischen Bibel aus späterer Zeit geben einen nicht bloß für die Geschichte der Schrift- und Druckkunst, sondern auch für die Geschichte der Bibel lehrreiche Aufschluß.

Von vornherein auf die neuen umfassenden Wälfen der Sammlung war die Gruppe Holzschnitte, Kupferstiche und Stahlstiche. Stein- und Kupferdrucke stehen hier auch das Lutherbild voran. Die ältesten Holzschnitte von 1519 und 1520, die Kupferstiche von L. Cranach 1521 und D. Gopfer 1523, von A. W. d. d. 1522 und G. W. d. 1540 bilden eine Zierde der Luthergedächtnishalle. Aber daneben umfassen unsere Wälfen so ziemlich alle irgendwie bedeutenden Männer aus der ersten Hälfte des Reformationsjahrhunderts. Hinzu treten zahlreiche Reformationsgedenblätter, satirische Blätter aus dem Kampf zwischen Reformation und Papsttum, eine eigenartige Sammlung von Lutherdenkmälerentwürfen aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts und anderes, bis hinunter zu Wälfen, deren Umrisse etwa die Wälfen des Apostolischen Glaubensbekenntnisses zeigen. Nur charakteristische Proben aus



Luthers Sterbemedaille von 1546 (mit Berner von 1617).

fächliche Ranzler Chr. Brüd sind hier zunächst zu nennen, desgleichen die drei fächlichen Ranzler, und das entsprechende Bildchen der frühverstorbenen Tochter Luthers, der Magdalena. Weit aus am interessantesten aber ist das kleine Lutherbild vom Jahre 1525, nicht größer als 14 x 10 cm, aber eben das älteste Gemälde Luthers, das wir vom älteren Cranach haben, das älteste und eigenartigste, das wir überhaupt vom Reformator besitzen. Wahrlich, es ist ein ganz anderer Luther, den es uns zeigt, als wie wir ihn gewöhnlich zu sehen bekommen! Ein ansehnliches Seitenstück ist das gleichaltrige längliche Bild, das rechts den Reformator und links Katharina von Bora zeigt. Wie weit die Luthers in der Luthergedenkhalle hängenden Lutherbilder auf Cranach selbst zurückzuführen sind, liegt dahin. Eins von ihnen, etwa aus dem Jahre 1541, wird wohl sicher noch für ihn in Anspruch zu nehmen sein. Dagegen sind die zahlreichen lebensgroßen Ranzlerbilder der Aula lediglich Cranachsche Wertstatbilder. Etwas Sonderliches ist ein Erasmusbildnis, das aufs glücklichste aus Schmutz und Verwahrlosung früherer Zeiten heraus in alter Schönheit neu erstanden, nach den Feststellungen von Exzellenz v. Bode und Geheimrat Friedländer in Berlin als vortreffliche Kopie eines niederländischen Meisters nach dem Holbein-Original in Parma zu gelten hat.

Endlich zeigt auch die Handschriftensammlung aufs glücklichste jene mehrfach erwähnte Weiterentwicklung der Grenzen der Sammlungen. Siebzehn Handschriften, darunter allerdings einige Luther- und Melanchthons-Briefe, waren der Bestand zu Anfang 1911; seitdem sind es über 1500 geworden. Namentlich ist der reich gewinn aus jener Geisteswelt der Weiterentwicklung erweitert worden. Heute liegen in fast lückenlosen Folgen, zum großen Teil in eigenhändigen Briefen, die Regentenreihen aller deutschen regierenden Fürstentümer vor, die für die Geschichte der Reformation bedeutsam geworden sind. Ähnliches gilt von den Regentenhäusern der außerdeutschen Staaten. Eine prächtige, fast vollständige Sammlung von Papsturkunden und Briefen von Leo X. bis zu Leo XIII. wurde 1913 erworben.

Schon vorher war ein eigenhändiger Brief Julius II. an Lorenzo di Medici hinzugekommen. Der dreißigjährige Krieg ist in der weitaus größeren Mehrzahl seiner Fürsten, Feldherren und Staatsmänner aufs glücklichste vertreten. Die ausgiebige Berücksichtigung der Freiheitskriege ist durch die Bedeutung der Festung Wittenberg in jenen Jahren ausreichend begründet. Natürlich ist auch hier nur ein kleiner Teil unserer Bestände ausgelegt; aber die Auswahl ist überall so getroffen, daß sie zusammen mit den zugehörigen zeitgenössischen Stichen und Drucken ein lebensvolles Bild des betreffenden Zeitraumes darstellt. So ist z. B. die Zusammenstellung zur Geschichte der Reformation so getroffen, daß die großen Staatsmänner und Feldherren Karls V. durch Männer wie Bernhard von Sölk und Gattinara da Alborio, Lazarus von Schwendi, Scherflin von Breitenbach sowie Andrea Doria, die Hofkaplan durch Anton Rugger, das Rittertum durch Ulrich von Hutten und Franz von Sickingen, der Bauernkrieg durch Thomas Münzer und Götz von Berlichingen, durch Georg Truchseß von Waldburg und Bischof Konrad von Thüngen, fast überall in eigenhändigen Briefen vertreten sind. Nur im Vorübergehen sei auf die staltliche Reihe von Urkunden aus der Zeit der Västianer (14. und 15. Jahrhundert) hingewiesen, desgleichen auf die zur Geschichte der Schloßkirche und der Universität Wittenberg aus dem 15. und 16. Jahrhundert. Ein besonderes Wort aber verdienen die Stammbücher aus der Reformationszeit, zumal das wertvollste unter ihnen, eine Ausgabe von Melanchthons Loci vom Jahre 1548, das neben anderen Eintragungen ein Autograph Dr. M. Luthers zeigt; ursprünglich von diesem für Julius Jonas geschrieben, wird es von diesem 1548 an einen Martin Winterpietis, von diesem im gleichen Jahre an Christoph von Teuffenbach



Spottmünze, 16. Jahrhundert (Vorderseite).

(gestorben 1598 als kaiserlicher Feldherr gegen die Türken) weiter geschenkt; ein Beweis, wie schon damals ein Lutherautograph als kostbares Geschenk bewertet wurde. Der Güte des Deutschen Reiches verdanken wir auch dieses kostbare Schaustück. — Schon hin und wieder habe ich darauf hingewiesen, wie wir in unseren Auslagen uns bemüht haben, möglichst einheitliche Gesamtwirkungen zu erzielen. Ich hebe einzelnes noch



Reformations-Jubiläum 1717. Dänemark. (Brustbild Friedrichs IV. von Dänemark). (Peter Berg, Kopenhagen.)



Spottmünze, 16. Jahrhundert (Rückseite).

sonderlich hervor. Jenes Cranachsche Bild, „Die zehn Gebote“, hat seinen Platz über den Handschriften seiner Landesherren, der fächlichen Ranzler, ein neues Gemälde, „Luther auf dem Reichstag zu Worms“, von Blüddemann, hängt gegenüber den Handschriften Luthers und seiner Mitarbeiter und Zeitgenossen. In der „Luthergedenkhalle“, die in einer kostbaren Bronzeplatte (Wert des Bildhauers Rudolf, Stöckel, nach einer von seiner Majestät genehmigten Zeichnung) den „Lutherischen Brief“ zeigt, sind die Lutherbilder sowie die wertvollsten, ein eigener Griff von Luthers Satz aus der Schloßkirche, Markante Lutherworte bilden den Wandfries. In der „Bücherei“ geben die Originalblätter der Dürerschen großen Holzschnitt-Passion ein wirkungsvolles Gegenstück zu den Drucken der Reformationszeit. In der „Aula“ erinnert ein aus der Zeit um 1600 stammendes Universitätsatlas, von dem aus hier zahlreiche akademische Disputationen im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert gehalten sind, an die Bedeutung des Raumes als früheren Hörsaal des Reformators. Der „kleine Hörsaal“, der sicher als solcher gebildet hat, zeigt neben seinen zahlreichen Lutherdrucken ein Modell des Wormser Lutherdenkmals. Im „Münztafel“, durch das der Weg zu dem in dem anstößenden, schon im sechzehnten Jahrhundert abgedruckten Seitenraum gelegenen Studierzimmer des Reformators führte, steht die alte Lutherantel, und die Bilder an den Wänden zeigen die Hauptereignisse seines Wirkens, den Thesenanschlag, die Verleihung von Kaiser und Reich in Worms sowie das Verbot der Bibelverbrennung. Im kleinen Wohnzimmer Luthers liegen Handschriften und Bilder seiner Söhne und Nachkommen. Das zwischen den beiden letzten genannten Räumen gelegene Durchgangszimmer der Lutherischen Wohnräume ist als Erinnerungstätte an Wittenberg, als der eigentlichen Stätte der Wirksamkeit Luthers, ausgebildet. Zeichnungen und Bilder zeigen die Schloßkirche in ihren verschiedenen Bauzuständen. Hier hängt der Kranz, den der Kronprinz des Deutschen Reiches 1883 am Grab Luthers niederlegte, hier liegt der goldene Schlüssel, der dem Kaiser bei der Einweihung der Kirche 1892 übergeben wurde. Stammbuchblätter von Professoren der Universität, studentische Stammbücher sowie alte Bilder aus dem akademischen Leben, Universitätsfahnen an den Wänden so wie ein „schwarzes Brett“ mit akademischen Anschlägen aller Art werden das Bild der alten Hochschule. Wittenberger Stadtansichten vom 16. Jahrhundert an sowie die ältesten Grundrisse und Lagepläne des Augustineums und des Lutherhauses machen den Schluß.

Und nun, sage ich zuweilen, wenn ich wiederhole, was mir noch jeder Besucher der Lutherhalle gesagt hat: „Ich bin aufs höchste erstaunt, in Wittenberg eine Sammlung zu finden, die ein solch geschlossenes, für jedermann wertvolles Gesamtbild der Reformationszeit und ihrer Wirkungen bietet“, wenn ich dann all den vielen, die ihr Weg an Wittenberg vorüberführt, einen Wittenberger hinein in die alte Lutherstadt und zum alten Lutherhaus anrät? Und die ganze Sammlung ist ohne nennenswerte staatliche Beihilfe erworben, geordnet, aufgestellt. Gewiß haben der Kreis wie die Stadt Wittenberg aus ihren Spartaßenerbüchsen in dankenswerter Weise uns geholfen; gewiß werden unsere laufenden Ausgaben durch die allerdings sehr gering angelegten Eintrittsgelder gedeckt. Aber für alle etwas größeren Anschaffungen haben wir uns noch immer auf private Unterstüßungen angewiesen gesehen. Sie haben uns nicht gefehlt. Wir danken aufs herzlichste allen gütigen Gebern. Aber die Bitte um weitere Beihilfe ist nur zu berechtigt, gerade angesichts des kommenden Reformationsjubiläums. Wir stehen auch bei den Sammlungen des Lutherhauses vor einem werden, nicht vor einem abgeklärten Werke. Es wäre der schönste Lohn für das, was wir bisher im Ratortum der Lutherhalle erarbeitet haben, wenn zu unseren atebendärten Freunden neue opferwillige Mithelfer sich gesellen würden.

Der Dichtertranz von Prof. Friedrich Taubmann, Wittenberg, aus dem Jahre 1593.



Der Sockel mit Brief und Bronzeplatte.

Der Brief in der Bronzeplatte. Der von Kaiser Wilhelm II. 1912 der Lutherhalle geschenkte Brief Luthers an Kaiser Karl V. (vergl. Seite 91).



Der Brief in der Bronzeplatte.



Generalarzt Dr. v. Alberg.

Von Generalarzt Schulgen.

Am 8. Juli 1916 hat ein schweres Herzleiden dem schaffens- und arbeitsreichen Leben des ersten Leibarztes des Kaisers, des Generalarztes Dr. Friedrich v. Alberg, ein nur allzu frühes Ende bereitet. Das Leiden hatte sich in seinen ersten Anfängen vor mehreren Jahren im Anschluß an eine erste, lang dauernde Infektionskrankheit entwickelt, schien aber der ärztlichen Kunst, der starken Natur Albergs und der aufopfernden Pflege der Seinen zu weichen, so daß man die bange Befürchtungen, die damals gehegt wurden, behoben glauben konnte. Es war Alberg vergönnt, seine vielseitigen, verantwortlichen Pflichten wieder aufzunehmen und seinen hohen Aufgaben allmählich wieder in vollem Umfang und in alter Frische gerecht zu werden. Den noch war der Grund zu einer schleichenden Fortentwicklung gelegt, die schließlich Alberg nicht zu hemmen vermochten, und die schließlich den mit festem Willen Widerstrebenden schon nach den ersten Kriegsmomenten zur Aufgabe seiner Tätigkeit und aufs Krankenlager zwang.

Welch bitteren Schmerz der Enttäuung, welche tiefen seelischen Kummer diese herbe Notwendigkeit und die Ohnmacht, ihr zu entrinnen, in Albergs Herzen einschalt haben müssen, zumal in dieser großen Zeit des siegreichen Vorseinstampfes unseres Vaterlandes, vermag nur der zu ermessen, der den frischen Schaffensdrang, den unwiderstehlichen Trieb zur Arbeit und Tat kennt, der dem Heimgegangenen sein ganzes Leben hindurch eigen war. Ein wahrhaft tragisches Geschick, in dieser Zeit die reichen Gaben, das Wissen und Können, die große Erfahrung schon im besten Mannesalter unabänderlich brachgelegt zu sehen! Es zeigt von der selbstbeherrschenden Geduld, von der überwindenden Willenskraft Albergs, daß es ihm gelang, dieses Geschick in der ruhrenden Ergebung zu tragen, wie er es getan, um so schwerer für ihn, dem als erfahrenen Arzt der ganze Ernst seines Lebens kaum verborgen bleiben konnte.

Alberg, als Sohn eines Kreisgerichtsrats am 10. August 1858 in Großsch. a. O. geboren, erwählte aus Neigung den militärärztlichen Beruf und studierte in den Jahren 1878 bis 1882 auf dem damaligen medizinisch-chirurgischen Friedrich-Wilhelms-Institut zu Berlin, der jetzigen Kaiser-Wilhelms-Akademie für das militärärztliche Bildungswesen. Er erlangte die medizinische Doktorwürde am 14. November 1882 und wurde durch Allerhöchste Kabinettsorder vom 19. September 1883 zum Assistenzarzt befördert. Nachdem er sich einige Jahre im praktischen Seeresanitätsdienst betätigt hatte, wurde er auf Grund seiner Leistungen und seiner Befähigung, nach der Beförderung zum Stabsarzt, als Lehrer an die Stätte seiner studentischen Ausbildung (1890 bis 1893) versetzt, um hier bald an der zweiten medizinischen Klinik der Universität in der königlichen Charité ein bedeutendes Arbeitsfeld zu finden und sich unter unserm allverehrten Meister und Lehrer Gerhard eine hervorragende Sonderausbildung in der inneren Medizin zu erwerben. Sein besonderes Interesse galt hier wieder

den Erkrankungen der oberen Luftwege. Mehrfache wissenschaftliche Arbeiten auf verschiedenen Gebieten der inneren Medizin enthielten dieser Zeit ersten Strebens und Arbeitens. Es ist mir bekannt, wie gern er stets

Leibzartles, um nach v. Reutholds Tode am 5. Dezember 1905 die verantwortungsvolle Aufgabe des ersten Leibarztes neben seinen sonstigen militärischen Dienstobligationen zu übernehmen.

In welcher hervorragender Weise Alberg diese hohe Aufgabe erfüllt hat, wie er seinen Hauptberuf darin sah, gesundheitliche Schädigungen der Allerhöchsten Person zu verhüten, unvermeidbare frühzeitig zu erkennen und vorbeugend zu behandeln, ist genugsam bekannt geworden, und ebenso, mit welcher sichtlichem Erfolge ihm sein Beruf gelungen ist. Aber in der ärztlichen Beratung und Behandlung sah er seine Pflichten durchaus nicht erschöpft; auch die Unterweisung des Kaisers über wichtigere Vorgänge in der medizinischen Wissenschaft und Kunst, in der Wohlfahrts- und Gesundheitspflege zählte er zu seinen Obliegenheiten. Es bedarf nicht der Erörterung, welche bedeutende Erweiterung seines Berufes hierin liegt.

So sind denn Alberg auch nicht das volle Vertrauen und das hohe Wohlwollen des Kaisers verfallen. Das beweisen die vielfachen allerhöchsten Auszeichnungen, von denen nur erwähnt sein die Verleihung des erbliehen Adels am 27. Januar 1908 und die Zuwendung hoher Orden, die ihm in ganz ungewöhnlichem Maße nach besonderen Leistungen schon sehr früh zu teil wurden.

Das beweist aber vor allem auch die menschliche Teilnahme, die sowohl der Kaiser als auch die Kaiserin ihrem treuen Berater und den Seinen in Freud und Leid, zumal während seiner letzten Lebenszeit widmeten. Gaben doch beide hohe Herrschaften wiederholt an seinem Krankenbett geweiht und durch ihre Schuld den herben Schmerz zu lindern gesucht. In dem Beileidstelegramm des Kaisers an Frau Margarete v. Alberg heißt es: „Der Beweizte war für mein Wohl in treuester Fürsorge und Singabe mit allen Mitteln nicht allein der Wissenschaft, sondern auch tief empfundener Anhänglichkeit Tag und Nacht rastlos bemüht, dafür bleibe ich ihm dankbar bis über das Grab hinaus. Meine trauernden Gedanken begleiten den langjährigen, bewährten treuen Diener auf seinem letzten Gange.“

Eine unerlebbare Mühe hinterläßt Alberg in seiner geliebten Familie, in der er so reiche Herzensfreude genießen durfte; schwer wird ihm sein Allerhöchster Herr entbehren, dem er so große Dienste leisten konnte; schwer entbehren auch wir ihn im Sanitätskorps, dem er Freund und Förderer war.

Weite Kreise unseres Volkes werden mit seiner Familie, mit unserm Kaiserhause, mit dem Sanitätskorps an der Baire Albergs trauern und ihm Dank sollen für das, was er gewesen, für das, was er geleistet.

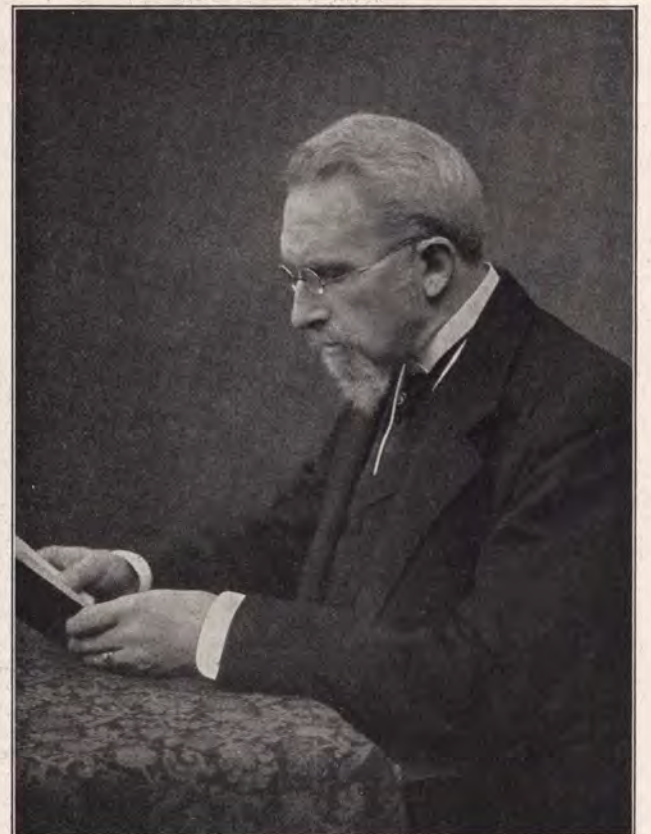
H. A. Bued.

Prinz Adolf zu Schaumburg-Lippe,

königl. Preussischer General der Kavallerie, stand als solcher von Kriegesbeginn an im Felde, seit 19. November 1890 mit der Schwägerin des Kaisers Prinzessin Viktoria von Preußen verheiratet, am 9. Juli im 57. Lebensjahr infolge einer aus einer Augenentzündung hervorgegangenen Herzlähmung. (Phot. O. Teilmann, Schönewe.)

an diese Jahre wissenschaftlichen Schaffens zurückgedacht hat, und wie verehrungsvoll und dankerfüllt er zeit seines Lebens an Gerhard hing. Auch dieser schätzte ihn als Menschen und Arzt wegen seiner Zuverlässigkeit und Gründlichkeit sehr hoch, wie ich mehrfach von Gerhard selbst gehört habe. Bei aller Neigung zur inneren Medizin war Alberg jedoch nie einseitig und ist nie in den nicht seltenen Fehler mancher Fachgelehrter verfallen, die übrigen Gebiete ärztlichen Wissens zu vernachlässigen. Er legte vielmehr immer der allgemeinen medizinischen Forschung besonderen Wert bei und widmete sich nicht minder eifrig den militärärztlichen Sondergebieten, auch den mehr die Organisation und die Verwaltung angehenden Angelegenheiten; ich nenne hier nur Fragen der Seeresanitätsausstattung, der militärischen Ausnutzung der Gemeinschafts- und dergleichen mehr.

Gerade die Gemeinschaft aller dieser Interessen, dieses mannigfaltigen Könnens und dieser verschiedenartigen Betätigung, die für den tüchtigen Sanitätsoffizier, zumal in den höheren Stellen, unerlässlich, aber doch nicht allzu häufig in genügendem Maße vorhanden ist, machte Alberg für den Dienst des höheren Sanitätsoffiziers besonders befähigt, und ihr verdanken wir manche wertvolle Anregungen, die dem Seeresanitätsdienst und der Ausbildung der jüngeren Sanitätsoffiziere von Alberg in seinen verschiedenen späteren Dienststellen als Regiments-, Divisions- und vor allem als Korpsarzt des Gardekorps zuteil geworden sind. Das Vertrauen zu Albergs Wissen und Können veranlaßte auch den Generalstabsarzt der Armee, ihn bereits frühzeitig Allerhöchstenortes zur Ernennung zum eintägigen Mitglied des wissenschaftlichen Senats bei der Kaiser-Wilhelms-Akademie in Vorschlag zu bringen, die unter dem 21. Oktober 1904 vollzogen wurde. Die vorerwähnten Eigenschaften sowie Albergs geistige sichere Persönlichkeit, sein offenes, biederes Wesen waren es auch, die ihn besonders geeignet erscheinen ließen, ihn zum Dienst bei dem Kaiser heranzuziehen, und die seinerzeit Exzellenz v. Reuthold veranlaßten, ihn für diese besondere Vertrauensstellung zu erwählen und zu empfehlen. So wurde Alberg am 27. Januar 1897 zum stellvertretenden Leibarzt des Kaisers ernannt, und zwei Jahre später erhielt er die Stelle des zweiten



H. A. Bued,

namhafter deutscher Volkswirt, früherer langjähriger Generalsekretär des Zentralverbandes Deutscher Industrieller, bis zuletzt Mitglied des Direktoriums dieser Industriellen-Organisation, um deren Entwicklung er sich hervorragende Verdienste erworben hat, am 4. Juli im 86. Lebensjahr. (Phot. W. Schner, Berlin.)



Generalarzt Dr. Friedrich v. Alberg,

seit 5. Dezember 1905 erster Leibarzt des Kaisers, Korpsarzt des Gardekorps, am 8. Juli in Berlin im 58. Lebensjahr infolge eines Herzleidens. (Phot. Rudolf Döhreop, Berlin.)



Vom westlichen Kriegsschauplatz: Eine Kontrollversammlung in Nordfrankreich.
Der kaiserliche Kreischef von Philippville, Generalmajor v. Huber-Viebanau, nimmt vom Vorstand des Deutschen Meldeamts, Hauptmann Gerlach, die Meldung über den Beginn einer Kontrollversammlung entgegen. Nach einer Zeichnung für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Kriegsteilnehmer Willy Specht.

Hansa Lloyd
WERKE .AKT.-GES. BREMEN AUTOMOBILE JEDER ART.

Moment-Ultrarapid- u. farbenempfindliche Viridin-Platten für die Landschafts- u. Porträt-Photographie.

Schleussner-
Photo-Platten
Photo-Papiere
Photo-Chemikalien
Dr. C. Schleussner Aktiengesellschaft, Frankfurt a. Main 97.

Brensilber-, Cellulose-, Aristo-, Gaslicht-Papiere und Postkarten.

Schleussner-Photo-Hilfsbuch. 1. Teil: Das negative Bild. | Preis 1 Mark
2. Teil: Das positive Bild. | jeder Band.

Lernt fremde Sprachen!

Eine gelehrliche Forderung des Weltkrieges! Viele Tausende von Feldpostbriefen beweisen die Vorteile, die unseren Sprachkundigen Soldaten in Feindesland erwachsen. Glänzende Ausflüchte werden sich den Sprachkundigen eröffnen, sobald nach Friedensschluss der Wettbewerbs der Völker wieder eingeleitet haben wird. Damit wir im friedlichen Kampf um den Vorrang im Weltmarkt noch besser wie bisher gerüstet sind, sollte jeder Vorwärtstrebende mindestens eine fremde Sprache beherrschen. — Hierzu verhelfen am besten die weltberühmten Unterrichtsbücher nach der Methode Couffaint-Langenscheidt. Nach dieser in vielen Jahrzehnten erprobten und verbesserten Methode kann jeder ohne Vorkenntnisse leicht und bequem Französisch, Englisch, Italienisch, Russisch, Polnisch, Ungarisch, Rumänisch usw. erlernen. — Verlangen Sie noch heute kostenlos die Einführungs Nr. 21 in den Unterricht der Sie interessierenden Sprache von der

Langenscheidt
schen Verlagsbuchhandlung (Prof. G. Langenscheidt), Berlin-Schöneberg, Bahnstraße 29/30.

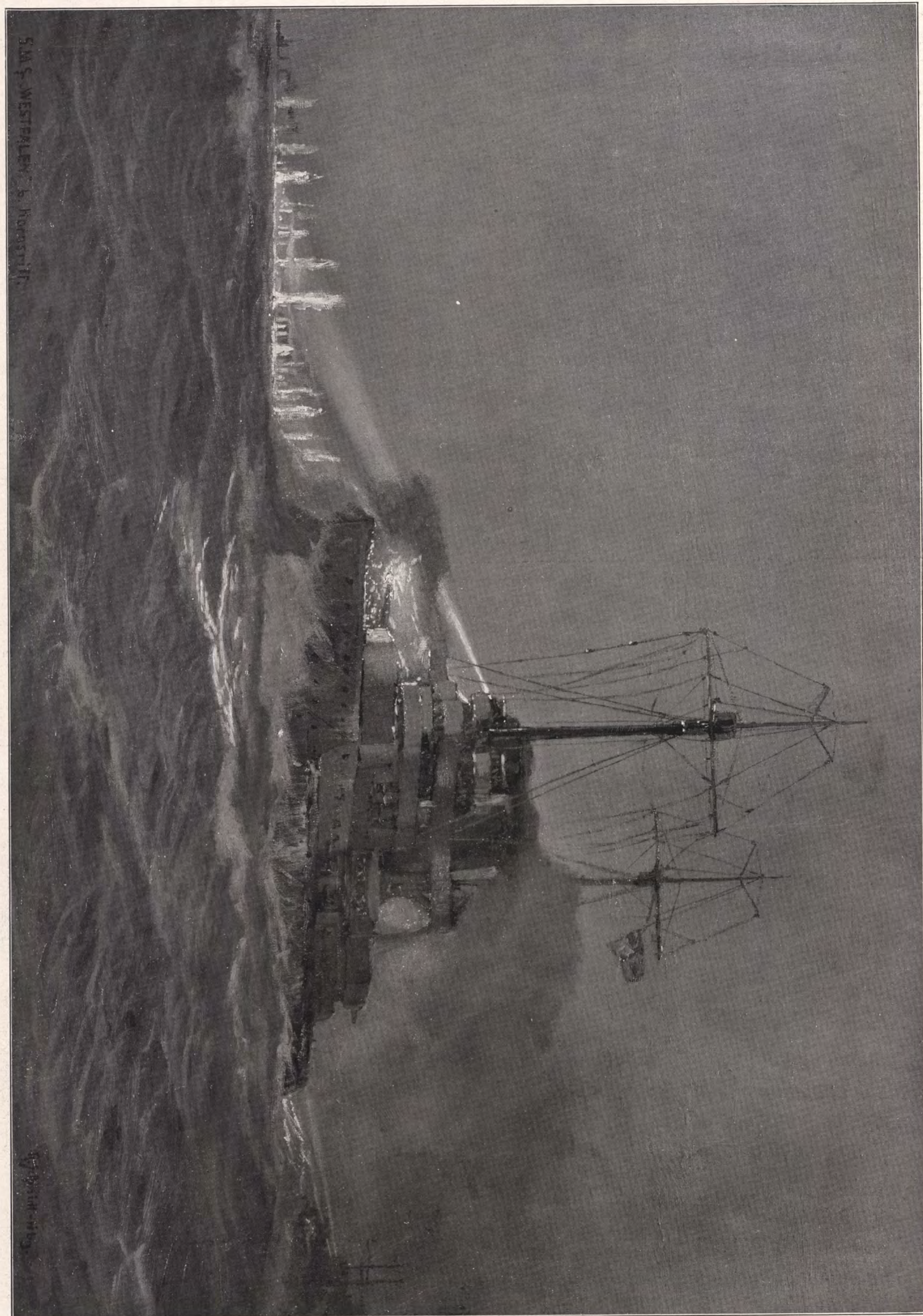
Die Geschäfts-anzeige

gehört zu den Reizmitteln zur Verbilligung der Herstellungskosten und der Verkaufspreise aller Waren.



Myrte und Rose. Rosen. Goldarbeit als Symbol. Freundschaft u. Erinnerungsfähigkeit. Rosen in Trauringform (Innere nach allen Originalen) von 25 Mt. an. Auf den Kunstverhältnissen Abb. Dreier, Schützgen. Zu bez. d. Juweliergeschäfte.

Vom deutschen Seeleg vor dem Stagerat am 31. Mai und 1. Juni: Deutsche Zinnenhöf (im Worbergrund) S. M. S. „Westfalen“ (in der Stadtlandschaft) den Angriff englischer Torpedoboot ab. Nach einem Gemälde für die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von dem Marinemaler M. Schmidt-Gambing. — Von S. M. S. „Westfalen“ wurden allen sechs moderne englische Zerstörer abgeschossen.



S. M. Bued, geboren im Jahre 1830, trat, nachdem er lange Jahre in der Landwirtschaft tätig gewesen war, erst als reifer Mann in die Dienste der Industrie. Von 1873 bis 1887 war er Geschäftsführer des Vereins zur Wahrung der gemeinsamen wirtschaftlichen Interessen von Rheinland und Westfalen in Düsseldorf. Von 1887 bis 1910 war er Generalsekretär des Zentralverbandes deutscher Industrieller, außerdem führte er die Geschäfte des Vereins deutscher Eisen- und Stahlindustrieller und vertrat diese andere Ämter. Ende 1910, nach Vollendung seines 80. Lebensjahres, zog er sich von den Geschäften zurück.

Schon diese Vereinnahmung einer Mehrzahl der wichtigsten und einflussreichsten Ämter, die die deutsche Industrie zu vergeben hat, auf seine Person läßt erkennen, daß Bued mehr war als ein gewöhnlicher Geschäftsführer. Er hat nicht nur der ganzen Organisationsbewegung der deutschen Industrie die Richtung gewiesen, er war einer der Führer der Industrie überhaupt, und sein Name verdient neben denen aller der Männer genannt zu werden, die als Bahnbrecher das deutsche Wirtschaftsleben entscheidend beeinflusst haben. Der größte Erfolg seines ganzen Lebens war ihm im Anfang seiner Laufbahn in der Industrie beschieden, als es ihm als Wortführer einer kleinen Gruppe von vorausschauenden Wirtschaftspolitikern gelang, den kaiserlichen Bismarck für eine grundsätzliche Änderung der deutschen Handelspolitik, für den Übergang vom Freihandel zu einer schutzzöllnerischen Richtung, zu gewinnen. Die Durchführung dieser Politik erst ermöglichte die innere Erstärkung und Gesundung der deutschen Industrie nach der schweren Krise der Jahre 1873 bis 1875 und legte den Grund für den erstaunlichen Aufstieg der deutschen Industrie in der letzten Generation, der unübertroffen in der Geschichte aller Zeiten



Graf v. Zeppelin während einer Ansprache an die Lindauer Bevölkerung vor dem historischen alten Rathaus in Lindau im Bodensee am 4. Juli anlässlich der Stiftung eines goldenen Nagels für das Lindauer Kriegererinnerungszeichen. (Phot. Georg Kellner, Lindau i. B.)

und Völker da steht. Im Zusammenhang mit seiner zollpolitischen Stellungnahme verlor Bued stets den Gedanken, daß Industrie und Landwirtschaft nicht entgegengesetzte, sondern gemeinsame Interessen hätten, und daß ihr Wohlergehen erst aus dem von ihnen abhängigen Arbeitererwerb hervorgeht. Stets, bis in seine letzten Lebensjahre,

trat er für einen Zusammenschluß der Industrie ein, da er es nur so für möglich hielt, ihr einen ihrer Bedeutung entsprechenden Einfluß zu sichern. Selbst eine Persönlichkeitsstudie im vornehmsten Sinne des Wortes, hat Bued in richtiger Würdigung der Bedeutung der Persönlichkeit auf allen Gebieten des Lebens immer alles befolgt, was geeignet war, die Herrschaft der führenden Persönlichkeit im industriellen Leben, des Unternehmers, abzuweiden.

Wie nur wenigen ist es Bued vergönnt gewesen, in diesem Kriege die Wichtigkeit der Lehren, beiläufig zu sehen, für die er sein Leben lang gewirkt und gestritten hat. Der hervorragende Anteil, den die Industrie an Deutschlands überaus erfolgreichen Kriegserfolgen hat, ist bekannt. Hat es doch erst kürzlich der Reichsanstalt ausgeprochen, daß ohne unsere Industrie dieser Krieg einfach verlorengegangen wäre. Ganz besonders eindringlich aber ist die Befähigung, die die alte Lehre Bued's von Industrie und Landwirtschaft durch den Krieg erfahren hat, und es steht zu hoffen, daß nunmehr für alle Zukunft die Erkenntnis Bestand haben wird, daß im Organismus des Volksganzen alle Erwerbsstände aufs innigste miteinander verbunden und in ihrem Wohlergehen wechselseitig voneinander abhängig sind.

In persönlicher Beziehung war Bued eine Kampferatur im besten Sinne des Wortes. Das einmal für richtig Erkannte erstrebte er mit der richtigen Energie und mit der richtigen Beharrlichkeit. In den meisten Fällen hat er sein Ziel erreicht. Trotz seiner großen Erfolge aber und seines weitreichenden Einflusses blieb er stets bescheiden und sah in der Erreichung des für richtig Erkannten den besten Lohn für seine Bemühungen.

Dr. Lange.

Ende des redaktionellen Teils.

Touren-
Wagen

Luxus-
Wagen

Gediegenste
Konstruktion



Lieferungs-
Wagen

Schnell-
Lastwagen

Erstklassiges
Material

Apollo-Werke Act. Ges. Apolda i. Th. Filiale Berlin

Hermesdorf-Schwarz

Ist das beste
Diamantschwarz
für Strümpfe, Handschuhe,
Trikotagen, Strick- und
Webgarne
Nur garantiert echt wenn
mit dem Namen:
Louis Hermesdorf
Färberei
gestempelt
Louis Hermesdorf, Chemnitz
Größte Schwarzfärberei der Welt

Weißer Zähne

durch Chlorodont-Zahnpaste, auch gegen Mundgeruch. Hergestellt
erfolgreicher Geschmack. Tube 60 A und 1 A. Überall erhältlich.

**Salzbrunner
Kronen
Quelle**

Zu Hauskuren
Gicht, Rheumatismus, Nieren-
und Blasenleiden, Gries- und
Stein-Beschwerden, Zucker.
Broschüren gratis.
Überall käuflich



Für Feinschmecker:
Lebeck's
DEUTSCHE
MILCH-SCHOKOLADE
MARKE DREI RING N° 283

**Maquet-
Fahrstühle**
mit der Qualitätsmarke
für Kranke und
Kriegsbeschädigte
zeichnen sich durch solide
und stabile Konstruktion aus
Vereinigte Fabriken
Maquet & Co.
Heidelberg
MUSTERLAGER: BERLIN JOHANNISSTR. 20/21
Verlangen Sie Katalog über Fahrstühle u. Selbstfahrer

Verwendet „Kreuz-
Pfennig“ Marken
zu 1, 2, 5 und
10 Pfennig.
Wo am Orte nicht zu
haben, wende man sich
an die
**„Kreuz-Pfennig“
Sammlung**
Berlin, Abgeordneten-
haus, Zimmer 12.
Postcheckkonto
Berlin 20997
Fernspr. Zentrum 9041

Ein weiteres Urteil über die Leipziger
Illustrirte Zeitung.
„... Sie haben in dieser schweren Zeit mit den Kriegs-
nummern Ihrer Illustrirten Zeitung eine ganz außerordent-
liche Leistung zuwege gebracht. Diese Nummern geben nicht nur
dem Leser Aufschluß über alle bedeutenden Ereignisse der Jetztzeit
und verhalfen ihm Förderung seiner eigenen Aufklärung durch die
Wiedergabe von Ansichten vom Kriegsschauplatz, sondern verweisen
ihn auch durch den Anzeigenteil auf leistungsfähige Bezugs-
quellen seiner täglichen und besonderen Bedürfnisse. Ich
werde auf die Insertion Ihrer Zeitschrift auch weiterhin gern zurück-
greifen, sobald sich hierfür eine Notwendigkeit ergibt.“
Julius Blüthner, Hof-Pianoforte-Fabrik, Leipzig.

Allgemeine Notizen.

Deutschlands Jungbrunnen. Mit vollem Recht ist der Thüringer Wald als Deutschlands Jungbrunnen gefeiert worden, und alljährlich schwillt der Strom der Sommergäste und Wanderer, die unendlich vielfachen Reize dieses echt deutschen Waldgebietes auskosten. So ist es auch in diesem Jahr wieder; eilen doch eine Menge erholungsbedürftiger Menschen, die teils draußen vor dem Feinde gefanden oder auch die daheim im stillen dem Vaterlande dienen, dem grünen Herzen Deutschlands zu, um Heilung, Ruhe und Erholung zu finden, und sie alle sollen gütlich aufgenommen werden, sie sollen herzlich willkommen sein. Der Thüringer Verkehrsverband, Sitz Gotha, verleiht den reich illustrierten Ratgeber, der in neuer Auflage erschienen ist, (260 Seiten stark gegen 20 Pf.). Portoerstattung kostenfrei.

Freigegebene Nordseebäder. Zur Belebung von Zweifeln sei wiederholt darauf hingewiesen, daß nicht sämtliche deutschen Nordseebäder wegen militärischer Maßnahmen für den Verkehr gesperrt sind. Wie im Vorjahre sind auch im Sommer 1916 die Inseln Röm und die Bäder Bld., Südstrand, Beldixum und Nieblum sowie die Küstendörfer Wälm in Sölting und St. Peter-Garding für den Badebetrieb und Fremdenverkehr freigegeben worden. Zum Besuche dieser Bäder ist als Ausweis eine mit Photographie versehene Personalbeschreibung erforderlich, welche von der Heimatspolizei kostenlos ausgestellt wird. Die Lebensmittelförderung der Reisenden ist geregelt. Die Erzeugnisse der Insel Röm sind zur Ernährung der Bevölkerung und der Bade-
turgäste vollkommen ausreichend. Notwendig ist nur die Mit-
führung einer Brotkartensammlung von der zuständigen Be-
hörde des Wohnortes, gegen deren Vorzeigung jedem Gast die
üblichen Brot- und Fleischmengen verabreicht werden. Neue
Badebesucher mit ausführlichen Ortsbeschreibungen und Angaben
über die Badeeinrichtungen, Unterfunks-, Verpflegungs- und
Verkehrsverhältnisse sind gegen Portoerstattung erhältlich von dem
Öffentlichen Verkehrsbüro in Berlin W. 8. Unter den Linden 14.

Bad Elster. Die reichen Erfolge, die durch die Heilkräfte
des Bades an kranken und verwundeten Soldaten erzielt werden,
zeigen, daß Bad Elster als eine Heilstätte für unsere Krieger noch
große Aufgaben zu erfüllen hat. In diesem Bewußtsein ist
der Bau eines Offizierserholungsheims in Aussicht genommen
worden. Zum Besuche eines solchen Heims fand im neuen Kur-
theater ein großes Wohltätigkeitskonzert statt, zu dessen Behuf
Prinzessin Johanna Georg von Sachsen eingetroffen war. Bei
der Veranstaltung wirkten ausserdem Kräfte mit, so die
Kammerlänglerin Senner und die Hofopernsängerin Alfermann
aus Berlin, ferner Gräfin von Zedwitz, Kammerlängerin Sommer
und Professor Alengal aus Leipzig; kein Wunder, daß bei
Namen von solchem Kaliber die Veranstaltung bei vollem Hause
glänzend verlief. — Der gute Besuch des Bades dauert fort.
Die Besuchsziffer hat Ende Juni bereits 7200 überschritten.
Spargel wirtschaftlich ist die erste Mahnung an unsere
Hausfrauen, vor allem bei Verwendung und Zubereitung der

Nahrungsmittel. Hierbei wird besonders auf den Gebrauch
von Kochtöpfen hingewiesen, durch deren Benutzung eine große
Ersparnis an Feuerungsmaterial und an Zeit erzielt wird; auch
sind die in der Kochkiste hergestellten Speisen ergiebiger und
nährhafter als die auf Herdfeuer zubereiteten. Als vollen Er-
satz für den Küchenherd kann jedoch nur eine Kochkiste gelten,
in der man außer Dämpfen und Kochen auch zuverlässig braten
und schmoren kann. Diese Bedingungen erfüllt die Heinkel-
männchen-Kochkiste, die sich seit Jahren so außerordentlich
bewährt hat, daß sie in Tausenden von Haushaltungen zu
finden ist. Die Heinkelmännchen-Kochkiste stellt die Speisen
in derselben Zeit her wie der Küchenherd; sie bedarf keiner
Aufsicht; ein Anbrennen oder Überkochen der Speisen ist aus-
geschlossen. In der Heinkelmännchen-Kochkiste zubereitete Gerichte
sind nach wissenschaftlichem Urteil nährhafter und ergiebiger,
als auf dem Herd zubereitete, da sämtliche Nährstoffe erhalten
bleiben und nichts verdampfen kann. Die Feuerungersparnis
ist so erheblich, daß der Anschaffungspreis bald ausgeglichen
ist. Heinkelmännchen-Kochkisten sind in allen besseren Haus-
haltungsgeschäften und Wirtschaftsabteilungen erhältlich. Auch
verfügt die Heinkelmännchen-Kochkiste über einen Heizer, der
Berlin N.W. 40, Seidenstr. 52 telefoniert die illustrierte Preis-
liste nebst ausführlicher Gebrauchsanweisung. Man veräume
nicht, sofort die Zusendung der betreffenden Druckfachen zu ver-
langen, oder lasse sich in einschlägigen Geschäften die Heinkel-
männchen-Kochkiste vorführen.

PRESTO-Motor- Wagen

Personenwagen, Sanitäts-
wagen, Lieferwagen,
Schnell-Lastwagen.

„Prestowerke“ A.-G., Chemnitz.

Sämtliche normale Typen kriegs-
brauchbar und in großer Anzahl
im Dienste des deutschen Heeres.

Unterricht, Literatur und Sammelwesen.

Königliches Konservatorium der Musik zu Leipzig.

Die Aufnahme-Prüfungen finden an den Tagen Dienstag und Mittwoch, den 26. und 27. September 1916 in der Zeit von 9—12 Uhr statt. Schriftliche Anmeldungen können jederzeit, persönliche Anmeldungen am besten am Montag, den 25. September im Geschäftszimmer des Konservatoriums erfolgen. Der Unterricht erstreckt sich auf alle Zweige der musikalischen Kunst, nämlich Klavier, sämtl. Streich- und Blasinstrumente, Orgel, Konzertgesang und dramatische Opernausbildung, Kammer-, Orchester- und kirchliche Musik, sowie Theorie, Musikgeschichte, Literatur und Ästhetik. — Prospekte werden unentgeltlich ausgegeben.

Leipzig, Das Direktorium des Königlichen Konservatoriums der Musik.
Juni 1916. Dr. Röntsch.

Technikum Hildburghausen
Höh. Maschb. und Elektrot.-Schule, Werkm.-Schule.
Staatsaufsicht. Dir. Prof. Zitzmann.

Deutsche Fachschule
Rosswein i. S.
Gegr. 1894.
Eisenkonstruktion-
Bau-, Kunst- u. Ma-
schinenschlosserei.
Theorie und Praxis.
Studienfrei.

Halle d. Dr. Harang's
Anstalt
417 Elm., 132 Weib. seit 1900. Bericht.

Abitur-, Prim-, Fahr-, Einjähr.
Dr. Schraders
Mil.-Vorbild.-Anstalt
Magdeburg

Pädagogium Neuenheim-
Heidelberg.
Seit 1895: 330 Einjährige und 204
Prima u. Obersekunda (7,8 Kl.).
Einzelbehandlung, Arbeitsstunden,
Sport, Spiel, Wandern, Familienheim.

Echte billige Briefmarken!
100 Abt. Aust. Mk. 2.—
500 verschied. nur Mk. 3.—
1000 verschied. nur Mk. 11.—
3000 verschied. nur Mk. 40.—
Max Herber, Marken-
haus, Hamburg 2.
Große Illustr. Preisliste gratis, franko.

Briefmarken
Zeitung Pränumerationskassen!
23 Kriegsmarken Mk. 3.50
40 der Zentraldrucke Mk. 5.50
Ankauf von Sammlungen.

Seifen
Ersatzpulver wohlführend.
0 Pfd. #3.30 frei Nachn.
P. Holfter, Breslau Sp., Niki Str.

Briefmarken

für Sammler billigt. Preisliste 24 u.
Briefmarkensammlung sendet kostenlos
August Marbois in Bremen.

Die Pfaff-Nähmaschinen

sind unübertroffen hinsichtlich
Güte, Leistungsfähigkeit,
Dauerhaftigkeit und
unbedingter
Zuverlässig-
keit.

Über eine Million im Gebrauch
Niederlagen in allen größeren Plätzen
G.M. PFAFF, KAISERSLAUTERN
Nähmaschinen-Fabrik
Gegründet 1862

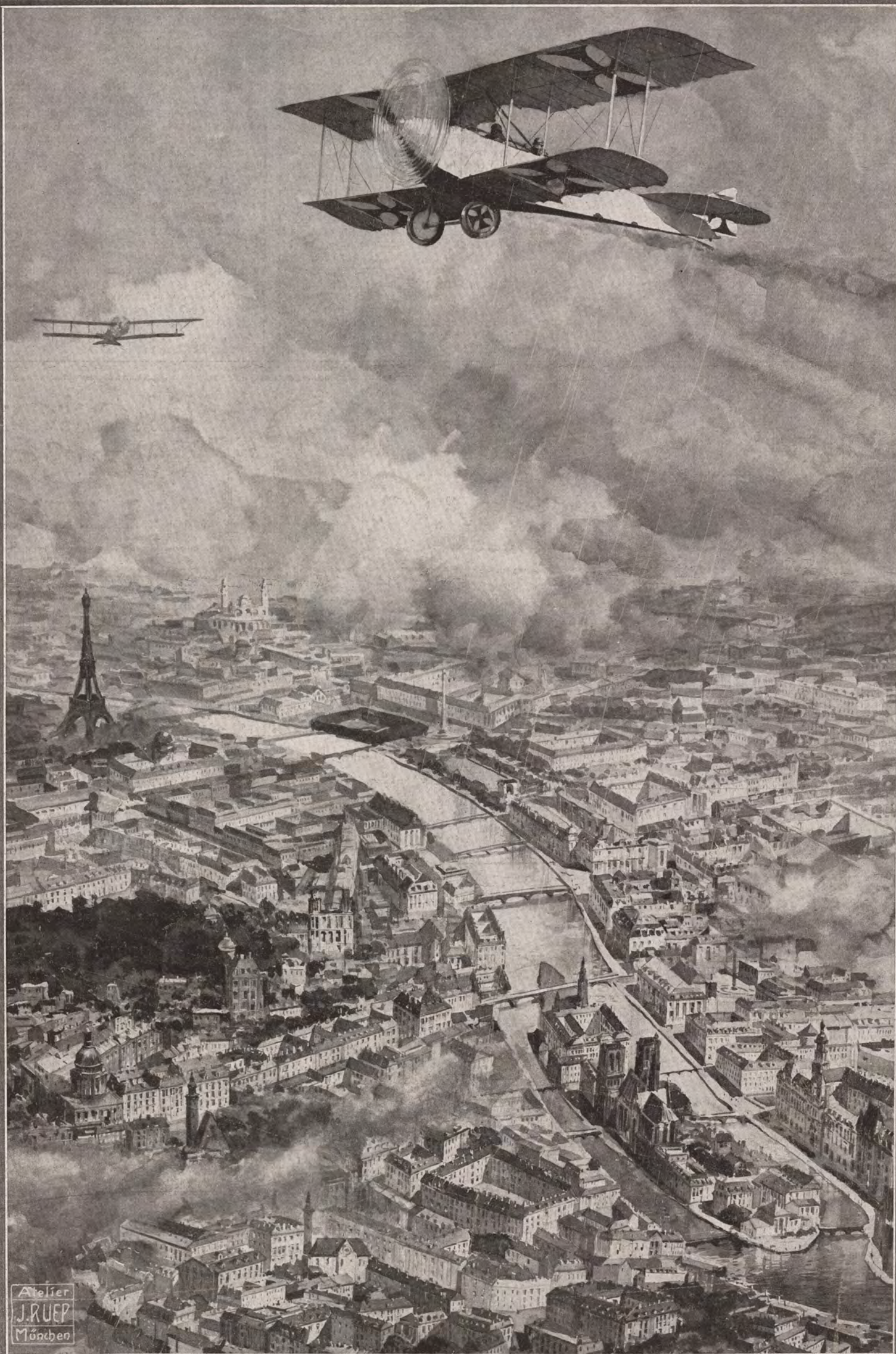
P E R H Y D R I T

Unseren tapferen Soldaten
bereiten Sie eine große Freude
durch die Übersendung von
**Perhydrit-
Mundwasser-Tabletten**

Dieselben sind von der Ärztenwelt aufs
beste empfohlen, entwickeln reichliche
Mengen Sauerstoff, desinfizieren die
Mundhöhle, bleichen und konservieren
die Zähne, sind leicht und schnell lös-
lich und stellen, in Wasser gelöst, ein
vorzügliches Mundwasser dar.

Erhältlich in den Apotheken und Drogerien in Packungen zu M. 2.25, M. 1.40 und M. 0.70.
G. m. b. H., Köln a. Rh.

Krewel & Co., chem. Fabrik,



BENZ Automobile & Flugmotoren

Für die Redaktion verantwortlich Otto Sonne, für den Inseratenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. — Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig.
In Österreich-Ungarn für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — Für unverlangte Einsendungen an die Redaktion wird keinerlei Verantwortung übernommen.

